

ab sofort alle skolaste online auf
www.asus.sh

impressum

“Skolast” nummer/o 1 - 55. jahrgang 2010 – zeitschrift der südtiroler hochschülerInnenschaft (sh.asus) rivista dell’
associazione studenti/esse universitari/e sudtirolesi – kapuzinergasse 2 via dei cappuccini bozen bolzano – fon &
fax 0471 974 614 – www.asus.sh – bz@asus.sh – verantwortlich im sinne des pressegesetzes direttore responsabile
günther pallaver – redaktion redazione – martin fink, verena frei, diego poggio, hannes senfter – layout grafica
monika wieser co.layout verena frei – druck stampa dipdruck bruneck brunico – spedizione gratuita ai soci gratis-
versand an mitglieder – quota soci 10 € mitgliedsbeitrag – eintragung beim landesgericht bozen registrato presso
il tribunale di bolzano r.st.i/56 – erlass vom 18.06.1956 – auflage tiratura 1500

Inhaltsverzeichnis

6	Einige Gedankensplitter aus der Steinzeit <i>Martha Stocker</i>	80	„Es gibt immer etwas zu protestieren“ (Interview mit Alois Durnwalder – Vorsitzender der SH 1965-66) <i>Verena Frei, Hannes Senfter</i>
12	Für eine Bildung der Freiheit – für die Freiheit der Bildung <i>David Augscheller</i>	86	Die österreichischen Studiengebühren <i>Matthias Vigl</i>
18	Auf dem Weg zu einem Zwei-Klassen-Studium? <i>Hans Widmann</i>	90	Muss Studentenvertretung tendenziell links sein? <i>Michael Demanega</i>
22	Das bedingungslose Grundeinkommen für alle – eine realistische Utopie <i>Sepp Kusstascher</i>	92	Der roten Tomate bedarf es nach wie vor... <i>Florian Huber</i>
28	TH-München 1958 bis 1963 – hin und zurück <i>Karl Trojer</i>	95	Die Geschichte der nicht einfachen Annäherung von sh.asus und Studenten der Uni Bozen <i>Alfred Mitterer</i>
30	Jugend vs. verbreiteter sozialer Verunsicherung <i>Christian Troger</i>	98	Kritik aus Liebe <i>Andreas Hauptenbuchner</i>
34	An dich...und Die Ballade von den Tageszeiten <i>Marko Dinic</i>	102	Zwischen Politik und Studium – am Anfang war die Studientitelerkennung (Interview mit Rainer Seberich und Franz von Walther) <i>Hannes Senfter</i>
40	Der lange und steinige Weg zur Wissensgesellschaft <i>Vincenzo Bua, Andreas Oberprantacher, Pier-Paolo Pasqualoni</i>	108	Der fahrende Skolast – Mitteilungsblatt der SH <i>Ingrid Hasler</i>
46	...vor soundsovielen Jahren – Aus dem Archiv der SH-Innsbruck	115	Gli studenti scomodi della Hochschülerschaft (1976/2005) <i>Renate Mumelter</i>
50	Bildungskatastrophe – Macht studieren dümmer? <i>Diego Poggio, Martin Fink</i>	120	REBOOT oder: Eine Kabinenpredigt <i>Mihail (Maikol) Paler</i>
54	Der Umzug der sh.asus vom Waltherhaus in die Kapuzinergasse. Episoden aus vergangenen Tagen <i>Diego Poggio, Martin Fink</i>	124	Selbstbestimmung einmal anders <i>Georg Schedereit</i>
58	50 Jahre Südtiroler Herdentiere Graz <i>Elisabeth Hofer</i>	128	Pesto alla genovese <i>Sven Koe</i>
60	Freie Uni Bozen, Südtirols Garantie für „echt hausgemachte Doktörchen“? <i>Irene Senfter</i>	132	Bologna è una vecchia signora... <i>David Tonidandel</i>
64	Studienzeit <i>Karl Gudauner</i>	136	sh.asus trento
67	Auszug aus dem „Lockbuch“ der SH Bude Wien	137	sh.asus padova
70	Der Hauptschuldner „il baffo“ das war der wichtigste Mann... (Interview mit Ute Schweitzer und Erich Stecher) <i>Verena Frei, Martin Fink, Diego Poggio</i>	138	50 Jahre Presse...
76	Studiendarlehen als sozialpolitisches Instrument – zwischen Ab- und Verunsicherung des Studiums <i>Klaus Grünberger</i>	140	alle VorhuckerInnen & Vorstände der sh.asus

editoriale

Quale anniversario migliore se non quello dei 55 anni appena compiuti per festeggiare la sh.asus con un'uscita speciale della rivista dell'associazione, lo „skolast“.

Lo skolast, la rivista ufficiale dell'associazione studenti/esse universitari/e sudtirolesi, ripercorre in modo inusuale le tappe importanti e, presentando racconti personali, la storia variegata e complessa dell'associazione.

Molti testi prendono spunto dall'attuale situazione universitaria, dal precariato generale, dalla politica universitaria, dalla riforma delle università a livello europeo, nonché dalla riflessione critica sulla Libera Università di Bolzano. Ad ogni modo, nostalgici della sh.asus e veterani del 68 saranno ben serviti.

La sh.asus è sempre stata una scomoda compagnia, per la cultura generale dominante prima, per la politica dopo, quando, appunto, si è autoproclamata “in opposizione” e quindi in contrasto con la linea politica e culturale della SVP, come se avesse un mandato politico.

Negli anni 70 lo spirito critico della rappresentanza politica, che poi ha influenzato per parecchi anni la linea della sh.asus, è nato in seno ai movimenti universitari e alle lotte per il diritto allo studio.

Oggi è rimasto ben poco dello spirito di allora, di un tempo molto più politicizzato, quando le manifestazioni studentesche erano al giorno e le tematiche coinvolgevano masse di giovani. Il mondo giovanile universitario oggi giorno si è chiuso nel suo guscio protettivo per paura del futuro, aggrappandosi a delle promesse apparentemente garantite da quella formazione universitaria a cui tutti aspirano, ma che spesso lascia con poche speranze reali per il mondo del lavoro se non quelle della solita retorica.

La sh.asus ne ha fatta di storia, tra i grandi nomi della politica e della cultura locale ci sono personaggi che hanno lasciato un segno indelebile nella crescita e nella consapevolezza dell'associazione. Ma i segni passano e quello che spesso rimane è solamente un ricordo un po' amaro, un po' dolce, ma comunque lontano ed irripetibile.

Negli anni 80 e 90 è cambiato molto ed anche la sh.asus ha avuto una sua evoluzione, se la vogliamo chiamare così. Chi, come noi, vive giornalmente il mondo universitario sa benissimo che non si può vivere di soli ricordi. Perciò ne parliamo poco, se non dando la voce a chi la storia l'ha fatta, mantenendo vivo lo sguardo sull'attualità.

La situazione attuale ci impone a riflettere la dimensione universitaria fatta di singoli passi e di piccoli traguardi, mantenendo le idee vive, pur pensando più alle cooperazioni e alla diplomazia che agli scontri e le lotte ideologiche.

La sh.asus non si è sempre chiamata “asus” ed anche le donne non sempre hanno avuto vita facile all'interno dell'associazione fatta spesso di prepotenza maschile e di poca comprensione verso di loro. Ma anche così è fatta la storia della sh.asus, fatta di anime diverse con la loro storia individuale, di diversa estrazione culturale e politica, con idee e visioni spesso contrastanti e poco concordanti, fatta così – appunto – come in un certo senso è fatto il pluralismo del mondo universitario.

È per questo che siamo e vogliamo essere la rappresentanza universitaria di tutti e di tutte!

Diego Poggio



Nix besseres zu tun?

55 Jahre SH – was für ein tolles Jubiläum?! Ein Jahr nach dem kollektiven Andreas-Hofer-Orgasmus wahrlich nur etwas für Freaks, für SH-Nostalgikerinnen und 68er-Veteranen?

Mah... In der offiziellen Geschichtsschreibung der SH gibt es einige Fixpunkte: Die Gründerjahre irgendwann im Mittelalter – das war eigentlich nur ein Vorläufer... die „richtige“ SH gibt es ja eigentlich erst, seit sie der SVP gegenüber eine oppositionelle Haltung eingenommen hat. Dabei werden die 70er Jahre oft als der Höhepunkt empfunden, als die SH sehr oppositionell und im Vergleich zu heute auch noch sehr viel zu melden hatte. Heutzutage ist die exterior impression der StudentInnen unter aller Sau, wer studiert ist erstens zu faul zum arbeiten, zweitens auch in Zukunft nicht ernsthaft an einer seriösen Lebensführung interessiert und soll drittens bitteschön die Pappn heben. Kein Vergleich mit den Lichtgestalten von einst, an deren Spitze die seligen Norbert C. Kaser und Alexander Langer stehen.

Deshalb reden wir in diesem fahrenden Skolast auch gar nicht von ihnen, noch werden wir vielen sonstigen heutigen Ansprüchen gerecht. Die SH war nun mal lange Zeit keine associatione studenti/esse universitari/e sudtirolesi („asus“) und auch die Frauen hatten lange Zeit einen schweren Stand in der SH – folglich ist auch der Prototyp der Urheberchaft der Beiträge männlich und deutschsprachig.

Verabschiedet man sich dann von diesen Ansprüchen, kann die Lektüre durchaus schön, interessant, lustig, unterhaltsam sein, frei nach dem Motto: Ein Skolast ist ein Skolast ist ein Skolast ist ein Skolast!

Martin Fink

Einige Gedankensplitter aus der **STEINZEIT** SH Innsbruck 1976 - 1980



Abb. 1

Die Zeit in der Südtiroler Hochschülerschaft in Innsbruck war für mich eine dermaßen ereignisreiche Zeit, dass in dem Moment, wo der Name fällt, so viele Bilder auftauchen, dass sofort das eine Bild das andere überlagert.

Eigentlich wollte ich nur studieren...

Dabei wollte ich ursprünglich nur studieren: Geschichte und Germanistik. Und das möglichst schnell und effizient, war ich doch bei Studienbeginn etwas älter als die anderen. Ich komme noch aus einer Generation und aus einem Umfeld, in denen es nicht selbstverständlich war, dass Frauen studieren. Daher musste ich zuerst einmal arbeiten, die Matura holte ich neben der Arbeit im Fernkurs nach. Mein Arbeitsethos beim Studieren war ursprünglich von dieser Doppelbelastung geprägt und Müßiggang wohl aus meiner

Sicht aller Laster Anfang. Und ich hatte auch Aufholbedarf: Das machten mir zu Beginn des Studiums vor allem „Fränzi“-Abgänger klar, die wenig verständnisvoll auf mein Bekenntnis reagierten, dass ich bei Vorlesungen nicht immer alles verstünde. Dabei weiß ich bis heute nicht, ob es ihnen ähnlich ergangen ist. Jedenfalls habe ich mich daraufhin im ersten Jahr voll auf mein Studium konzentriert (1976/77) und alles getan, um meine Lücken zu füllen. So systematisch wie damals habe ich nie mehr Philosophie, christliche Soziallehre und deutsche Literatur gepaukt. Am Wochenende ging es dann nach Hause oder zum Bergsteigen in die Nordkette. Alles war zeitlich genau geplant, erfolgreich und effizient. Ich kam aber auch schon in einen ersten losen Kontakt mit der Katholischen Hochschuljugend Südtirols (KHS) unter Arnold Wieland, dem späteren Hochmeister des Deutschen Ordens. Und die KHS wurde zur Begleitung, zur Wiege der späteren Südtiroler Hochschülerschaft (SH) in Innsbruck.

Beginnendes Engagement und erster „Wahlkampf“

Die SH war für viele von uns anfänglich eine Organisation, mit der wir nichts zu tun haben wollten. Zu chaotisch, zu rebellisch, zu wenig ernsthaft erschienen uns die Vertreter, hatte es ja immer wieder – aus unserer Sicht – peinliche Vorfälle gegeben, etwa 1977 die „blaue

Schürzen“-Aktion gegen den ÖVP-Nationalratsabgeordneten Otto Keimel. Er referierte zum Thema „Schutzmachtfunktion Österreichs für Südtirol“. SH-Vertreter störten die Veranstaltung, protestierten damit wohl auch gegen den Inhalt der Veranstaltung, indem sie mit blauen Schürzen, mit klobigen Schuhen, den sog. „Knospen“, und blumengeschmückten Hüten oder Kopftüchern bekleidet das Pult belagerten und mit den „Knospen“ stampfend entsprechend Lärm machten. Aktionen dieser Art waren nicht unser Stil und die ideologische Auseinandersetzung, die für viele SH-Aktivistinnen dahinter stand, uns fremd. Wir hatten die Wahl: uns zurückhalten oder handeln. Auch ich wurde schließlich für das Handeln überzeugt. Mich gewann Helmuth Schuster, heute Urologe in Brixen. Bald kam es zu einem strategischen Treffen, es fand in der Studentenbude von Robert Hochgruber, heute Religionslehrer in Brixen, statt. Der harte Kern

hatte die Aufgabe übernommen, nach einem Kandidaten für den „Verbindungsmann“ Ausschau zu halten. Und bei dieser Sitzung war er auch schon dabei. Karl Gudauner, heute Direktor des AFI, hatte ihn mitgebracht: Hansjörg Stelzl, Bauingenieur-Student, allgemein „Tschitscho“ (Ciaccio) genannt. Er sagte bald zu und so konnte an die Organisation des „Wahlkampfes“ gedacht werden. Ja, es war ein kleiner Wahlkampf: Die Sympathisanten und vor allem die zukünftigen



Abb. 2

Mitglieder des Vorstands – ich war eine von ihnen – gingen auf Bekanntmachung- und Überzeugungstour. Meine Zuständigkeit war das Studentenheim in der Speckbacherstraße. Am besten in Erinnerung ist mir die Begegnung mit

Herbert Raffener, heute Direktor am Gymnasium in Schlanders, auch weil ich mit ihm zum ersten Mal dem Typus des genau hinterfragenden Wählers kennen gelernt habe, der genau wissen will, worauf er sich einlässt, eine wertvolle Erfahrung für meine spätere Tätigkeit.

Erfahrungen, Erkenntnisse und Lernen für Leben

Überraschend gewannen wir schließlich die Wahl gegen die bisherige SH-Führung. Sofort und systematisch ging es an die umfassende Programmerstellung für das Studienjahr 1977/78, die von kulturellen Angeboten über politische Aktivitäten und Angeboten von Serviceleistungen ging. Auch in diesem Jahr gab

es eine Menge Aufregungen und viele Auseinandersetzungen, sie trafen mich aber nicht unmittelbar. Für mich war dieses Jahr eines, in dem ich den Wert der Diskussion erkannt habe, des Abwägens von Argumenten, in dem ich aber auch vom reinen Pauken weg kam. Nächtelang haben wir

Abb. 1 Südtiroler Studentenheim: v.l. Juliane Jaider, Martha Stocker, Julia Sattler.

Abb. 2 Südtiroler Studentenheim: v.l. Karl Gudauner, Burgi Wahlmüller, Hilde Zublasing, Martha Stocker.

oftmals in der SH-Bude diskutiert, über Für und Wider Brennerbasis- oder Brennerscheiteltunnel, Jugendförderungsgesetz, Medienvielfalt und natürlich v.a. über die Kultur- und Schulpolitik in Südtirol. Diese Diskussionen haben meine Einstellung geprägt, was schließlich auch dazu führte, dass Landesrat Dr. Anton Zelger mich mit kritischen Augen sah. Wohl auch aus diesen Gründen bemühte er sich später dann immer um einen Gegenkandidaten für mich als Vorsitzende des Ausschusses für Schule, Kultur und Sport in der SVP (1986-2000). Dabei sind all diejenigen, die er als Gegner gesehen hat, von ihm wahrscheinlich stärker geprägt worden als seine Befürworter.

Grundgelegt wurde bei mir in diesem Jahr nicht nur die Freude am Diskutieren, sondern auch die Erkenntnis, dass man – will man etwas weiterbringen – immer gute Gründe und Argumente parat haben muss und nicht davon ausgehen kann, dass alle von der Güte von etwas überzeugt sind, nur weil man es selber ist. Der SH-Vorstand hatte nach der Wahl traditionsgemäß auch immer ein Treffen mit Frau Hofrat Dr. Viktoria Stadlmayer, der Grand-Dame der Südtirolpolitik und Leiterin des Referates „S“ in der Tiroler Landesregierung, von dem wir finanziell unterstützt wurden. Die in vielen Verhandlungen zur Südtirolpolitik und in einer reinen Männerdomäne Gestählte, wollte von uns genauer wissen, warum wir gerade so ein Programm, wie wir es vorgestellt hatten, zusammengestellt hatten und welche höheren Zielsetzungen wir damit verfolgten, eine Frage, auf die wir nicht wirklich vorbereitet waren. Aus dieser Zeit und aus dieser inhaltlichen Auseinandersetzung mit ihr, rührt meine Ein-

stellung, auf fast alles, was ich tun möchte, präventiv meist mit mindestens drei Argumenten, wenn nicht mehr, gerüstet zu sein. Dass ich dann, nach einigen Irrungen und Wirrungen, zu ihr ein geradezu freundschaftliches Verhältnis hatte, sei nur am Rande erwähnt.

Luftholen (1978/1979)

Die nächste Wahl gewann – im zweiten Wahlgang – ganz knapp Hanni Werner von der „Blinzelnden Eule“ (diese Gruppe hatte sich nach der vorjährigen Niederlage gebildet) vor unserem Kandidaten Gottfried Tappeiner. Dem zweiten Wahlgang ging dabei ein Streit um den Telefonhörer in der Telefonzelle des Bauernbundsaaes, wo wir immer tagten, voraus. Sowohl Christoph von Hartungen als auch ich hatten begriffen, dass es jetzt darum ging, weitere Stimmen für den jeweiligen Kandidaten zu organisieren. Beim Gerangel um den Telefonhörer hatte ich das Nachsehen und so gewann schließlich die „Blinzelnde Eule“, wohl mehr auch deshalb, weil einige unserer UnterstützerInnen schon vor der ersten Auszählung weg gegangen waren.



Abb. 3

„Fronterfahrung“ und andere Einsichten (1979/1980)

In diesem Jahr musste ich mich als Verbindungsfrau in Innsbruck stellen. Nach meiner Wahl, die wir souverän gewannen, wurde die SH-Bude mit obszönen Bildern derart verunstaltet, dass mich meine Freunde erst vorließen als alles wieder neu tapeziert war. Die „Blinzelnden Eule“, die gegnerische Gruppe, verarbeitete die neuerliche Niederlage auch deshalb so schwer, weil sie den Auftrag gescheitert sah, in Innsbruck die Übernahme der SH durch Vertreter der SVP zu verhindern (einige von uns waren SVP-Mitglieder, ich war auch in kleiner Funktion in der JG tätig). Solches Verhalten war mir fremd und nicht nachvollziehbar. Dass man enttäuscht war, dass man uns bekämpfte, verständlich, aber dass man darauf zerstörerisch reagiert, war und ist mit meinem demokratischen Verständnis nicht vereinbar. Was ich damals nicht so begriff, war, dass wir nicht nur den „linken Oppositionersatz“ SH gestört hatten, sondern auch mit dem gleichgesetzt wurden, was sie bekämpften: die aus ihrer Sicht kulturpolitische Enge und Intoleranz,

die Einengung politischer Freiheit. Dass sie sich aus dieser Sicht selber oft an der Nase hätten nehmen müssen, auch in ihrem Verhalten uns gegenüber, war ihnen damals wohl nicht bewusst.

In der Zeit meines Vorsitzes kam es dann auch zu einer Abspaltung von unserer Gruppe, der LUPE, d.h. die Ideologisierung nahm zu. Für mich blieb diese Ideologisierung bis zum Schluss unverständlich, für mich war etwas entweder gerecht oder ungerecht, das war und ist meine recht einfache Maxime, die ich auch in der Verteidigung der von uns gegnerischen Gruppen durch Leserbriefe und Stellungnahmen öffentlich zum Ausdruck gebracht habe (so habe ich in der SH-Zeit nicht nur Eva Klotz verteidigt, ich habe auch Reinhold Staffler vor Angriffen der Junge Europäische Studenteninitiative (JES) und der „Dolomiten“ in Schutz genommen, die Kandidatur auf den verschiedensten Listen bei den ÖH-Wahlen verteidigt und dgl. mehr). Eines Tages kam also Stefan Gutweniger, der immer verlässlich und korrekt mitgearbeitet hatte, zu mir ins Südtiroler Studentenheim. Er teilte mir mit, dass er und noch einige andere nicht mehr mit uns mitarbeiten könnten, weil wir zu links seien, obwohl diese Position ja von der „Blinzelnden Eule“, unseren Gegnern, bereits besetzt war. So kam es zur Gründung der konservativen JES, und wir wurden auch durch diese Tatsache innerhalb der SH automatisch „Mitte“.

Ein Beispiel, wie damals politisch agitiert wurde, wie die Auseinandersetzung mit Worten hintangestellt und an deren Stelle die Aktion trat, ist mir besonders in Erinnerung geblieben, wohl auch deshalb, weil ich dabei gelernt habe, wie Anstifter sich zu Richtern aufspielen können: Wir organisierten eine Diskussionsveranstaltung mit

wichtigen politischen MeinungsträgerInnen in Südtirol. Das Thema war: „Neue Anschläge in Südtirol – warum?“ Wir hatten ein in jeder Weise ausgewogenes Podium zusammengestellt (sogar die 50%ige Frauenquote hatten wir schon berücksichtigt!): Umberto Gandini vom Alto Adige, Eva Klotz vom Südtiroler Heimatbund, Robert Pöder von der RAI und Maria Pia Socin von der Democrazia Cristiana (DC). Bereits als wir hinkamen, war eine elektrisierende Stimmung bemerkbar. Kaum war die Veranstaltung eröffnet, fingen schon Sprechchöre an, die immer wieder anstimmten: „Die Eva Klotz red heint net!“ Die Veranstaltung drohte zu platzen. Die Polizei zur Wiederherstellung der Ordnung anzufordern, war undenkbar. Ich hatte die Moderation und versuchte mit anderen, die Veranstaltung doch weiterzubringen. Irgendwann ging auch das Licht aus, der Lärm schwoll an, aufgeblasene Papiersäckchen sorgten für zusätzlichen Lärm. Schließlich ging das Licht wieder an, die Sprechchöre konnten eingeschränkt werden und schließlich gelang es uns, die Veranstaltung irgendwie über die Bühne zu bringen, was man unter allen Umständen hatte verhindern wollen.

Das Ganze aber hatte noch eine Reihe von Nachspielen. Erstens wurden wir als Organisatoren von Vertretern der „Blinzelnden Eule“ in der nächsten Vollversammlung für die Ausschreitungen verantwortlich gemacht, weil wir auch „die Klotz“ eingeladen hatten. In der vorgelegten Resolution war auch vermerkt, dass Eva Klotz erwiesenermaßen Kontakte zu rechtsnationalen Kreisen in Österreich habe. Ich sollte durch eine Abstimmung in der Vollversammlung dazu verpflichtet werden, diese Resolution an alle Zeitungen zu schicken. Dass wir uns dagegen wehren mussten, war klar. Die Besetzung am Podium war ausgewo-



Abb. 4

Abb. 3 v.l. Konrad Bergmeister und Martha Stocker.

Abb. 4 Raddemo für Gratisfahrschein: v.l. Luis Framba, Karl Gudauner, Helmuth Schuster, Martha Stocker, Hilde Zublasing, Gerhard Plieger, Konrad Stauder.

gen gewesen und es konnte nicht akzeptiert werden, dass die Veranstalter die Schuld für Ausschreitungen der Gegner bekamen, nur weil diese, statt sich in der Diskussion zu messen, das Reden verhindern wollten. Die Vollversammlung war um Mitternacht noch im vollen Gange, ein Ende der Debatte nicht vorgesehen. Langsam verließen uns unsere Unterstützer, sie waren nicht ewig lang Diskutierende. So bekam die Resolution schließlich eine Mehrheit. Ich kündigte aber an, dass ich diese nicht an die Medien verschicken würde, auch deshalb, weil ich nicht wissen konnte, ob die gegen Eva Klotz vorgebrachten Anschuldigungen der Wahrheit entsprachen. Irgendjemand brachte dann aber diese Resolution auf der SH-Wand in der Uni an, Eva Klotz sah sie und erstattete Anzeige gegen Unbekannt. Als Verantwortliche für die SH landete ich so vor der Staatspolizei. Der Anruf erreichte mich rechtzeitig in der Früh. Wie ich „Staatspolizei“ hörte, dachte ich an einen der üblichen Scherze im Studentenheim und antwortete: „Losst's den Bledsinn, pflanzen kennt's ondere!“ Als ich begriff, dass es tatsächlich die Staatspolizei war, würde mir ganz mulmig zumute. Ich überzeugte Karl Gudauner, dass er mit mir kommen sollte - er studierte Jus und ich dachte, so ein Rechtsbeistand wäre ja ganz gut. Allerdings wurde uns dann klar gemacht, dass ja nichts gegen mich

vorläge, man wolle mich nur als Vertreterin der SH zu den Vorgängen hören. Welchen Anfeindungen ich in der Folge noch ausgesetzt war, welche Sorge ich vor einer weiteren Befragung hatte, will ich hier nur andeuten. Gott sei Dank nahm dann Eva Klotz nach einigen Monaten die Anzeige zurück, weil sie erkannte, dass es eine völlig Falsche traf.

Mit der bereits beschriebenen Vollversammlung verbinde ich noch eine „Lebenshilfe“. Gerhard Plieger aus Prad, unser Kulturreferent, hatte erkannt, dass mir diese Versammlung schon im Vorfeld auf dem Magen lag, nachdem wir mitbekommen hatten, dass sich etwas zusammenbraute. Er gab mir für die Versammlung den heilsamen Tipp mit: „Wenn Du glaubst, Du hältst es nicht mehr aus, dann denk dir einfach, dass vor dir sind alles Krautköpfe, alles Krautköpfe und sag's so lang, bis es wirkt.“ Es hat geholfen!

Und noch einige Ergänzungen

Im folgenden Jahr haben wir keinen Kandidaten für den Verbindungsmann gestellt, sondern „nur“ noch für den Vorstand kandidiert, dies aus einer – meiner Ansicht nach -bemerkenswerten Erkenntnis heraus: Wir waren nicht der Meinung, einen genügend

qualifizierten Kandidaten für die Wahl des Verbindungsmannes zu haben. Jedenfalls waren mit dieser Entscheidung auch unsere bewegten Jahre der SH in Innsbruck mehr oder weniger vorbei.

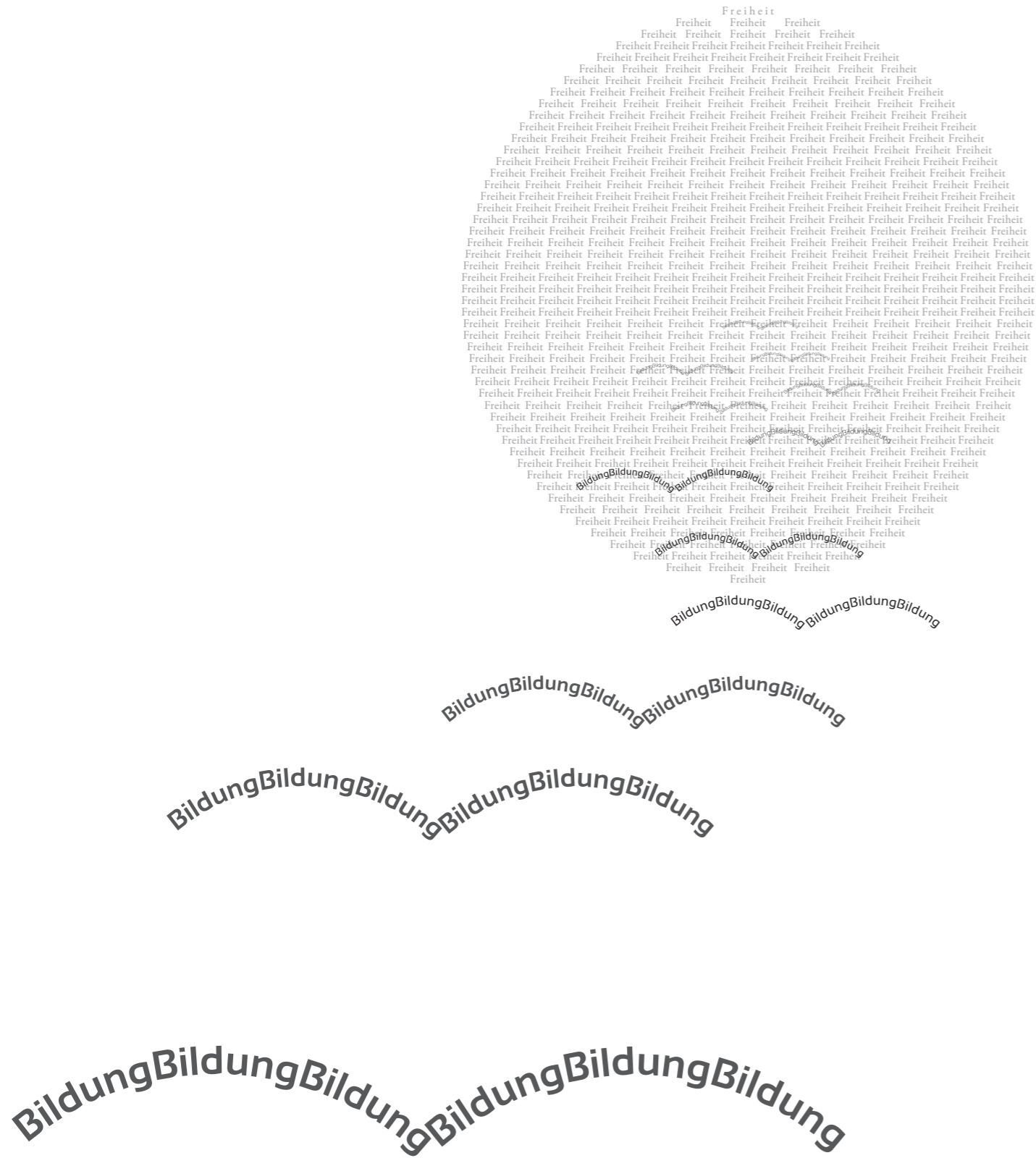
Unsere Haltung der Ausgewogenheit (und an das glaube ich heute noch!), die vielleicht manchmal auch naiv war, hat nicht alle überzeugt und brachte uns auch unliebsames Beiwerk bei unseren Leserbriefen ein: Immer wieder fand sich unter diesen ein Zusatz von „Mister X“ – so lautete das Kürzel von Josef Rampold - er versah damals oft Leserbriefe in den „Dolomiten“ mit seinen Zusätzen, wohl im Glauben, er müsse dies aus politischen und pädagogischen Gründen tun. Jahre später gestand er mir, er habe sich dazu verpflichtet gefühlt, „weil wir Angst hatten, sie würden uns noch ganz nach links abrutschen...“ Links, Rechts oder Mitte, gleich in welcher Gruppierung: Wir alle haben damals um Fragen der richtigen Ausrichtung der Südtiroler Politik gekämpft, wir hatten hohe Zielsetzungen! Und das hat uns auch wieder verbunden. Und wenn wir es zulassen, dann müssen wir heute wohl alle zugeben: Wir haben voneinander gelernt. Und auch deshalb hat sich der Einsatz gelohnt.



Abb. 5

Abb. 5 SH Innsbruck: Wenzl Hofer, Martha Stocker, Gerhard Plieger, Hans Rieper, Karl Gudauner

Martha Stocker,
Jahrgang 1954;
studierte von 1976 bis 1982 Geschichte und Germanistik an der Universität Innsbruck;
Tätigkeit in verschiedenen Bildungs- und Kulturorganisationen; war 1977/78 im Vorstand und 1979/80 Vorsitzende der SH-Innsbruck;
sitzt seit 1998 für die SVP im Südtiroler Landtag und ist seit 2004 Vizepräsidentin der Region Trentino-Südtirol.



Für eine Bildung der **FREIHEIT** der Bildung

Die Kapitalisierung und Ökonomisierung der europäischen Gesellschaftsstrukturen hat schon längst auch den Geist erreicht. Gewinn, Produktivität, Effizienz, in der Folge Homogenisierung, haben sich zu ethischen Werten verfestigt und das Kollektivbewusstsein in ihrem Käfig eingefangen. Davon ist selbstverständlich ebenso der komplexe Bereich des Wissens, folglich auch der Bildung, nicht ausgeschlossen. Wissen ist zu einem Instrument marktwirtschaftlicher Gewinnanhäufung geworden, Bildungspolitik lediglich im Kontext einer reinen Kosten-Nutzen-Rechnung thematisiert. Wissen ist zum Produkt verkommen. Universitäten sollen Wissen (Informationen) produzieren, StudentInnen Wissen Gewinn bringend anwenden. Dies ist die Offenbarung der Markt-Apostel.

In diesem Sinne übertreffen sich PolitikerInnen, BildungswissenschaftlerInnen, ExpertInnen, um ihren Reformwillen und ihre Reformpläne zu legitimieren. Gestützt auf Studien wie PISA wird das Reformbedürfnis unserer Bildungssysteme plausibel gemacht. Viele reden davon, das Bildungssystem müsse verbessert werden, eine höhere Qualität erreichen. Der Ruf nach Reformen des Schul- und Hochschulwesens verhallt seit Jahren nicht, dabei klingt jede Reformankündigung wie eine Drohung, weil stets Synonym für finanzielle Kürzungen (siehe letzten Absatz). Inhaltliche Diskussionen bleiben auf der Strecke. Wie aber qualitative Reformen (die niemals konkret erläutert werden) mit finanziellen Kürzungen (die stets geleugnet werden) zu vereinbaren sind, bleibt, wenn überhaupt, lediglich eine geflüsterte Frage. Freilich, die Vereinbarung von Bologna hatte den Anspruch, eine Antwort auf Hochschulebene zu geben. Als 1999 der Bologna-Prozess von den europäischen BildungsministerInnen initiiert worden ist, sollten eine Reihe von Missständen an den Hochschulen dadurch beseitigt werden: Die Willkürlichkeit der Bewertungen, heterogene Studiengänge, hohe Studienabbrecherquoten, zu wenig Praxisbezug, zu geringe Förderung der Auslandssemester, eine schlechte Betreuung, geringe Effizienz. Die Frage, wie viele der vorgenommenen Ziele nach zehn Jahren der Unterzeichnung erreicht worden sind, muss wohl eine rhetorische bleiben. Der Traum von einem besseren Bildungs- und Hochschulsystem ist in keiner Weise realisiert worden. Ja, die Problemfelder sind spürbarer denn je, die Kritik wird akuter, kann sich aber nicht lediglich auf normative und strukturell-organisatorische Bereiche begrenzen lassen, sondern muss auch wissenschaftskritische und inhaltliche Aspekte umfassen. Als Hauptprobleme haben sich folgende heraus kristal-

lisiert: Das Sammeln von Kreditpunkten gewährt kein Wissen, sondern oft lediglich willkürlich aneinander gereihete, unverbundene Informationen, die nach der Prüfung ruhigen Gewissens weg gespült werden können; das modulare Studieren bleibt oberflächlich und bedeutet keine vertiefende, eigenständige und verantwortungsbewusste Auseinandersetzung mit Inhalten, sondern dient zur bloßen Reproduktion derselbigen, mit dem primären Ziel „Credits“ zu sammeln. Die Modularisierung, das Kreditsystem, die Herabsetzung der Mindeststudiendauer (bei tendenziell gleich bleibenden Inhalten) haben eine Verdichtung der Lehr- und Studienpläne verursacht, die es für viele StudentInnen unmöglich macht beispielsweise ein Auslandssemester in Anspruch zu nehmen, weil dies vielfach bedeutet, dass Pflichtmodule an der Stammuniversität versäumt werden, die erst in späteren Semestern erneut angeboten werden. Zudem gibt es immer noch riesige Probleme bei der Anerkennung von im Ausland erworbenen Credits und zudem ist das Stipendiensystem vollkommen ungenügend. Das Ergebnis ist enttäuschend: Lediglich 10% der in Europa Studierenden gehen einmal in das Ausland studieren. Auch der Zeitdruck hat katastrophale Folgen: Die mangelnden Erholungsphasen bedeuten nicht nur einen zuweilen enormen psychischen Druck, sondern für jene, die unter Zeitdruck leiden, auch die Unmöglichkeit einen Job anzunehmen, um sich das Studium finanzieren zu können. Parallel dazu sind die finanziellen Ressourcen für die Stipendien unzureichend. Wissenschaft und Wissen sind immer an Verantwortung und diese wiederum an Freiheit gekoppelt. Die Verantwortung und in der Folge die (wissenschaft-

„Der wirklich Freie, der, der sein eigener Herr ist, wird immer mehr ein Relikt“

Max Horkheimer

Lassen wir einige Zahlen sprechen, die offensichtlich verraten, welche Konzeption von Bildung die italienische politische Landschaft prägt:

Im Mittelschul- und Oberschulbereich etwa hat das Gesetz 133/08 bereits die Schließung und Zusammenlegung von 322 Schulen italienweit erreicht. In den letzten acht Jahren sind 29.302 Stammrollenstellen verloren gegangen. Im letzten Schuljahr waren 130.835 Stellen mit SupplentInnen besetzt (prekäre Arbeitsverhältnisse!), davon sind am Ende des Schuljahres 110.533 wieder entlassen worden.

Von den 90.026 Integrationslehrpersonen waren 43,8% SupplentInnen, sodass gerade jene SchülerInnen, die am meisten eine didaktische Kontinuität benötigen, diese oft nicht gewährleistet bekamen bzw. bekommen. Während im Schuljahr 2001/2002 164.499 ausländische SchülerInnen italienische Schulen besuchten, sind es heute 628.876 (+282,29%). Die finanziellen Ressourcen für diese SchülerInnenengruppe sind jedoch seit acht Jahren die selben.

In den letzten acht Jahren ist die Gesamtanzahl der SchülerInnen um 197.970 (+ 2,6%) gestiegen, die Klassenanzahl ist im selben Zeitraum um 4.339 verringert worden (- 1,16%), die Anzahl der Lehrstühle gar um 63.349 (- 8,97%)! Noch dramatischer erweist sich ein Vergleich des heurigen Schuljahres mit dem Schuljahr 2008/2009: einer SchülerInnenzunahme von 37.876 steht die Reduzierung der Klassen um 4.945 und der Lehrstellen um 36.218 Einheiten gegenüber.

Zugleich ist die staatliche Finanzierung der Privatschulen (in Italien sind das in den meisten Fällen katholische) von 332.072.682 € im Jahr 2001 auf 561.262.070 € im Jahr 2008 gestiegen. Da dies offensichtlich noch nicht genug ist, erhalten die Privatschulen noch einmal 120.000.000 € mehr für das heurige Schuljahr (Gesetzesdekret vom 28.5.2009). Den öffentlichen Schulen immer weniger, den privaten immer mehr.

Auch die finanziellen Mittel zur Förderung der Schulautonomie (Gesetz 440/97) nehmen stetig ab: 1997 51.645.689,90 € (100 Mrd. Lire), 1998 206.582.759,63 € (400 Mrd. Lire), 2001 259.155.984 €. Nach einer stetigen Zunahme kam die Ressourcenbeschneidung auch in diesem Bereich. 2008 waren für die Schulautonomie nur mehr 179.395.276 € eingeplant. Im Jahr 2009 muss wiederum eine Kürzung hingenommen werden: 140.523.964 €.

Vgl. „Scuola Pubblica. Liquidazione...di fine stagione“, Dossier 2009 von Legambiente

liche) Freiheit schwinden in der akademischen Welt wie anderswo. Die Ursachen sind in den strukturellen Voraussetzungen zu suchen (ungünstiges Zahlenverhältnis ProfessorInnen – StudentInnen, Zeitdruck, ...) und in den Inhalten vieler Studienrichtungen, die immer mehr zu Lego-Baukästen verkommen, bei denen es darauf ankommt mehr oder weniger willkürlich einzelne Module puzzleartig zusammen zu stellen. Es entsteht dabei lediglich ein Rahmen, ein Gesamtbild ist nicht wirklich zu erkennen. Nicht „das Absolute und die menschliche Bestimmung“ (Horkheimer) machen die Wissenschaften mehr aus, sondern längst schon die Einfügung in die Interessenssphäre des Marktes. Gewissermaßen verkommen universitäre und schulische Ausbildung zu marktwirtschaftlichen Funktionen, weil die Vernunft nunmehr Instrument derselben geworden ist. Beschleunigt wird dieser Prozess nicht zuletzt durch das DDL vom 28/10/2009, das u.a. vorgibt, dass mindestens 40% der universitären Verwaltungsräte aus VertreterInnen außeruniversitärer privater Einrichtungen zusammen gesetzt werden müssen und dadurch die Hochschulen de facto von Privaten und deren reinen marktorientierten Interessen geleitet werden.

Die Ökonomisierung der Zeit, der „Freizeit“, des täglichen Handelns, der Entscheidungsfindung, erfasst auch das gesamte Bildungssystem. Diese „best practice“ fördern Bildung und Wissen als Aneignung technischer Mittel für den späteren Beruf (was ja nicht zu unterschätzen ist), verhindern aber im Gegenzug persönliche moralische Urteilsbildungen. Die wissenschaftliche Ausbildung, die schulische Bildung im Dienste der Effizienz (des Kapitals) ist zugleich deren Opfer. Nicht die Emanzipation des Individuums verfolgt nun Bildung, sondern vielmehr dessen Einbindung in ein kapitalistisches Produktionssystem, das verantwortungsvolle Reflexion und kreativ-alternative Wege nicht zulässt, system-externe schon gar nicht.

Kann Wissen(schaft) die Welt zum Besseren verändern, kann Wissenschaft menschlichen Zielen dienstbar gemacht werden, kann sie der Forderung nach einer besseren Welt eine Antwort entgegen halten? Nicht, solange prekäre Arbeitsformen (in

und außerhalb der Universitäten), eine unerbittliche Konkurrenz am Arbeitsmarkt, infrastrukturelle Missstände, überfüllte Hörsäle, eine mangelnde Betreuung und ungenügende Stipendien Studierende dazu verleiten, ihren Bildungsweg in Eile zu beenden. Die jungen ItalienerInnen haben entsprechend wenig Vertrauen ins Bildungssystem. Laut einer im Dezember 2009 veröffentlichten Censis-Studie, vermögen 80% der 15 bis 18-jährigen kaum einen Sinn im Schulbesuch zu erkennen, gar 92,6% sind davon überzeugt, dass Jugendliche mit Studientitel auf jedem Fall eine unterbezahlte Arbeit erhalten werden und 91,6% glauben, dass persönliche Beziehungen der effizientere und bessere Weg seien, um eine Arbeitsstelle zu erhalten. Diese Zahlen sind erschreckend. Wir müssen uns wieder die grundlegende Frage stellen, was für eine Universität, und im Allgemeinen, was für ein Bildungssystem wünschenswert ist, um die Wissenschaft und die Bildung wieder „den menschlichen Zielen dienstbar zu machen“. Die Vorbereitung auf die Arbeitswelt (die Frage, welche Arbeitswelt wünschenswert ist, müsste ebenso einer Reflexion unterzogen werden!) muss eine Grundfunktion des Bildungssystems bleiben, ändern muss sich wohl aber die Auffassung von „Vorbereitung“. Nicht bloße Vollstrecker von Befehlen sollten herangebildet werden (Kompetente und Kompetenzen zählen, nicht Wissen und Kreativität), gleichsam Funktionären, sondern Studierende, die mitbestimmend Eigenverantwortung übernehmen können und somit erneut den Konflikt zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und der eigenen Verantwortung, dem eigenen Urteilsvermögen und dem eigenen Willen auszutragen imstande sind. Um dies zu erreichen sind Investitionen in Infrastrukturen notwendig sowie eine Dekomprimierung der Studienintensität; also nicht Kürzung der Studiendauer (die lediglich statistische Legitimation hat) und Zeitdruck, sondern die Möglichkeit von Muße und Reflexion garantieren besseres Studieren. Auch die Abwendung von einem inhaltsleeren Modulsystem und einem reinen Memorieren von Lernstoffen scheint vonnöten - zugunsten eines Studiums, das das Ganze in den Mittelpunkt stellt und eine Stärkung der Urteilsfähigkeit über menschliche Probleme. Wir wollen von einer gerechten Welt

träumen, nicht von schnelleren Autos.

Anstatt die Bedürfnisse der Lehrpersonen und StudentInnen zumindest in eine Diskussion zur Bildungs- und Schulreform zu integrieren, werden die direkt Betroffenen systematisch ausgeschlossen, auch weil das gesellschaftliche Modell der derzeitigen BildungspolitikInnen das partizipative Prinzip kategorisch ausschließt. Alles Gute kommt von oben. Zudem gehören „Überwachen und Strafen“ auch zum Leitmotiv der Reformen (betrifft den gesamten öffentlichen Dienst). Lehrpersonen werden in Leistungskategorien eingeteilt (bis hin zu den „Unproduktiven“), Disziplinarstrafen lauern überall, die SchulleiterInnen sind zu „Verbrecher“jägerInnen mutiert (das also ist modernes Personalmanagement). Die Schule (die Lehrpersonen, die SchülerInnen, etc.) bedarf nicht einer Disziplinierung und eines Bestrafungssystems, sondern der Partizipation aller AkteurInnen an der Entscheidungsfindung und Mitbestimmung in der Gestaltung von Schule.

Auch für das Südtiroler Bildungssystem gelten im Allgemeinen diese Kritikpunkte. Strukturelle Schwächen oder mangelnde finanzielle Ressourcen stellen (noch) nicht ein großes Problem dar, als vielmehr die Einbindung der Lehrpersonen in vorgegebene bürokratische Strukturen: in den Schulen werden Arbeitsgruppensitzungen beispielsweise oft primär wegen der vorgeschriebenen Sitzungstunden abgehalten und nicht, weil sie auf Grund pädagogischer und didaktischer Zielsetzungen notwendig sind. Zudem haben sich die Verantwortungsbereiche der

Lehrpersonen in den letzten Jahren massiv gehäuft (Mitglieder von Arbeitsgruppen, Evaluation, Öffentlichkeitsarbeit, Bindeglied zu den sozialen Einrichtungen, etc.), ohne, dass dies in der LehrerInnenausbildung berücksichtigt wird. Es war demnach nicht verwunderlich, dass die Studie zur „Arbeitszeit und Arbeitsbelastung von Lehrpersonen in Südtirol“, die in den Jahren 2004 und 2005 durchgeführt worden ist, ergeben hat, dass neben der mangelnden „Wertschätzung durch Behörden und Politik“ (darüber reflektieren die Verantwortlichen keine Sekunde) und dem schlechten „Ansehen des Lehrberufs in der Öffentlichkeit“, die Arbeitszeitbelastung ein Hauptproblem für die Lehrpersonen darstelle. Die Studie hat nämlich ergeben, dass die Lehrpersonen in Südtirol sehr oft bis zu 47 Stunden wöchentlich arbeiten. Dass die Ergebnisse der Studie keinen qualitativen Niederschlag auf das Südtiroler Bildungssystem haben ist eine Tatsache und entpuppt sich als Symptom dafür, dass auch in Südtirol die realen bildungspolitischen Probleme (Didaktik, LehrerInnenausbildung, Überlastung, etc.) reinen Rationalisierungsmaßnahmen Platz machen müssen.

Die bildungspolitischen Entwicklungen der letzten Jahre zeigen eindeutig, dass hinter Gelminis Plänen eine reine Unternehmensideologie (aber Bildung lässt sich nicht unternehmerisch managen) und die Sparstrategie Tremontis stehen. Die Unterrichtsministerin hat ihre Hausaufgaben gemacht, aber sicherlich nicht im Interesse einer freien Bildung, einer freien Schule und einer freien Gesellschaft.



David Augscheller,

geboren 1969 in Sterzing;
Studium der Geschichte an der Uni Innsbruck; 1995 bis 1997 hauptamtlicher Mitarbeiter der Südtiroler HochschülerInnenschaft in Bozen; seit 1997 Deutsch- und Geschichtslehrer an der Fachoberschule für Soziales "Marie Curie" Meran; seit April 2006 Gemeinderat für Rifondazione Comunista in Meran; Übersetzertätigkeiten; publizistische Tätigkeit.

Die Grundsätze des Bologna-Prozesses, so wie sie auf dem Papier stehen, können eigentlich nur befürwortet werden. Sie sollten eigentlich ein Aufbruch in neue Zeiten sein, die dem europäischen Integrationsprozess Rechnung tragen.

Der letzte Studentenaufstand hat mich aufschreckt. Meine Suche nach Antworten hat ergeben, dass 10 Jahre Bologna-Prozess im Universitätsbereich ausreichen, um zu erkennen, dass diese Reform ganz und gar nicht im Sinne der studierenden Jugend verlaufen ist. Vielmehr handelt es sich um eine neoliberale Reform, die bestrebt ist, das Universitätsstudium und somit die neuen Akademiker in den Dienst einer neoliberalen Wirtschaft zu stellen.

Mit verkürzten Studiengängen und strengeren Studienkriterien wollte man billige Akademiker für die globale Wirtschaft produzieren. Einher ging auch ein Prozess der Privatisierung, der soziale Unterschiede zur Folge hat, dass sich die Kinder aus unteren Schichten mit einem einfachen Studium begnügen müssen, während sich die Kinder wohlhabender Familien weltweit die besten Studienplätze aussuchen können. Somit hat sich der Neoliberalismus über eine Reform, die man deshalb als fortschrittlich bezeichnet, weil das

Universitätsstudium europaweit angeglichen werden soll und somit eine Art bildungspolitische Niederlassungsfreiheit gegeben wäre, auch im Bereich der Bildung und Ausbildung eingeschlichen.

Wenn gegen den Bologna-Prozess jetzt Proteste akut geworden sind, dann wohl deshalb, weil es sich rächt, dass auch bei dieser Reform die direkt Betroffenen, die Studenten nämlich, nicht entscheidend in die Umsetzung der Reform einbezogen wurden.

Man muss endlich erkennen, dass nicht die Studenten für die Universitäten da sind, sondern diese für die Studenten, die sich auf der Hochschule das Rüstzeug für ihren akademischen Werdegang und ihren Berufsweg holen.

Die Studenten haben ein Recht auf eine gute Lehre, in der Theorie und in der Praxis. Sie haben ein Recht auf Professoren, die nach transparenten Qualitätskriterien ausgesucht und ihrem Lehrauftrag in vollem Umfang gerecht werden

und sie haben ein Recht darauf, an der Ausrichtung der Bildungspolitik und somit auch der Universitäten mitzuwirken. Reformen von oben herab haben noch nie zu einem nachhaltigen Erfolg geführt. Ähnliches gilt wohl auch für die Gelmini-Reform, wenn man bedenkt, wessen Geistes Kind sie ist.

Wenn Europa in der Bildungspolitik zu recht einen Weg sieht, seine weltweite wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit zu stärken, kann man dies nur befürworten. Allerdings muss man dann bestrebt sein, die Leistungsfähigkeit der Universitäten generell zu verbessern und man muss auf jeden Fall dafür sorgen, dass es den Kindern aller sozialen Schichten ermöglicht wird, alle Universitäten besuchen zu können, unabhängig von ihren finanziellen Möglichkeiten. Wenn man im Bildungswettbewerb aufholen will, dann müssen die Regierungen aufhören, im Bildungsbereich potentielle Einsparungsmöglichkeiten zugunsten ihrer Haushaltsdefizite zu sehen.

Die zunehmende Einführung von Studiengebühren kann auch nicht diskussionslos hingenommen werden. Es wird immer so sein, dass sich junge Leute wegen dieser Gebühren vom Studium abhalten lassen, weil ihre Familien sich diese ganz einfach nicht leisten können.

Mit den Studiengebühren stellt sich die Frage der Chancengleichheit und diese muss gerade im Bildungsbereich auf allen Ebenen garantiert werden, weil von der Bildung und Ausbildung die Chancengleichheit für das ganze Berufsleben und somit auch für die wirtschaftlichen und sozialen Möglichkeiten abhängen.

Als Südtiroler dürfen wir anerkennen, dass es über die Autonomie seit langer Zeit möglich ist, beachtenswerte Studienstipendien zu vergeben, die es vielen jungen Südtirolern ermöglicht haben und hoffentlich weiterhin ermöglichen, ein Studium aufzunehmen und abzuschließen.

Diejenigen, die Anrecht auf ein solches haben, sollten von den Studiengebühren des jeweiligen Landes befreit werden, in dem ihnen ein entsprechender Anhang zum Stipendium gewährt wird. Vielleicht nicht im vollen Ausmaß, nach dem Sprichwort: was nichts kostet, ist nichts wert. Studenten, die gute Studienleistungen erbringen, sollten auch Stipendien für Zusatzlehrgänge an renommierten Universitäten weltweit erhalten. Im Zusammenhang mit den Stipendien sollten allerdings neue Kriterien erarbeitet werden, wonach das reale Einkommen der Eltern und das Vermögen derselben gerechter berechnet werden. Fast gleichzeitig mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses hat die Politik begonnen, den Arbeitsmarkt zu liberalisieren.

Die Forderung der Wirtschaft, den Kündigungsschutz aufzuheben oder zumindest zu lockern, war gegen die generelle Verweigerung der Gewerkschaften nicht durchzusetzen. Die großen Betriebe haben dafür schon lange einen Weg gefunden, wie man überschüssige oder unbequeme Mitarbeiter los wird. Man beantragt Lohnausgleichsverhandlungen und versetzt die betroffenen Mitarbeiter in den Lohnausgleich und in die Mobilität und das Problem hat sich, auch auf Kosten des Steuerzahlers, weitgehend gelöst. Dafür hat man eine Reihe von Möglichkeiten gefunden, die zukünftigen Mitarbeiter nur mehr provisorisch aufzuneh-

men, also mit Arbeitsverträgen auf Zeit, die man jahrelang verlängern und am Ende auch auslaufen lassen kann. Das sogenannte Biagi-Gesetz sieht an die 40 solcher Möglichkeiten vor, die von den Betrieben und besonders auch von der öffentlichen Hand seitdem weidlich genützt werden. In der Praxis sind die jungen Leute jahrelang in der Probezeit und haben somit ebenso lange einen unsicheren Arbeitsplatz. Geradezu beschämend ist, wenn junge Akademiker eine Anfangsentschädigung von 500 oder 600 Euro im Monat bekommen und dafür auch noch Sozialbeiträge gespart werden. Das ist die moderne Ausbeutung der Jugend in der Arbeitswelt. Was Wunder, wenn nicht wenige Akademiker nicht in ihre Heimat zurückkehren.

In Südtirol herrschte schon immer der Aberglaube, dass unsere jungen Leute nicht für sich, sondern für andere studieren sollten und folglich zurückkommen müssen, nicht weil man sie etwa schätzt, sondern weil man sie braucht.

Gleichzeitig sprechen die Politik und christliche Verbände von der Notwendigkeit einer Familienpolitik, die es den jungen Menschen ermöglichen soll, eine Familie zu gründen. Demzufolge müsste die Politik ihren Liberalisierungskniefall im Arbeitsmarktbereich eigentlich schnell revidieren, nachdem nun seine negativen gesellschaftspolitischen Auswirkungen hinlänglich bekannt sind.

Die Frage, ob sich das Studieren überhaupt noch lohnt, würde ich auf jeden Fall positiv beantworten. Wenn es auch zutrifft, dass in der Realität auch im Hochschulwesen ein Zwei-Klassen-System besteht, kann und darf man nicht die dramatische Entscheidung treffen, nicht mehr zu studieren. Das wäre fatal! Ich bin nämlich der festen Überzeugung, dass auch die Studenten und Akademiker, die sich sozial- und somit auch bildungspolitisch benachteiligt fühlen, im Beruf trotzdem bewähren, vielleicht gerade deshalb.

Vielleicht brauchen sie ein bißchen länger, weil das System ihnen keine wirkliche Chancengleichheit bietet. Wir wissen aber, dass in Südtirol und in der Welt sehr viele unserer Akademiker unterwegs sind, die aus Familien von nicht privilegierten Schichten stammen, aber in der Arbeitswelt und im wissenschaftlichen

Bereich verantwortungsvolle Positionen innehaben, ihren Mann/ihre Frau stellen, weil sie von ihren eigenen Fähigkeiten überzeugt sind und diese auch umsetzen.

Es wird unerlässlich sein, dass die sozialpolitischen Kräfte und mit ihnen die Gewerkschaften und die Sozialverbände sich wieder kräftiger zu Wort melden, gerade auch im bildungspolitischen Bereich, um die Chancengleichheit weiter zu verbessern.

Ich habe den Eindruck, dass in den letzten Jahren sich die Politik europaweit viel zu sehr von angeblichen wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten hat leiten lassen.

Den Wirtschaftslobbies ist es gelungen, die großen Mehrheiten zu überzeugen, dass es allen gut geht, wenn es der Wirtschaft gut geht. Die sozialpolitischen Kräfte müssen hingegen dahingehend wirken und überzeugen, dass es der Wirtschaft hingegen erst dann gut geht, wenn es zuerst allen gut geht. Auch die Bildungspolitik ist danach auszurichten. Um den bisher eingeschlagenen Weg in eine andere Richtung zu drehen, wird es viel Einsatz von allen brauchen.

Wir werden uns alle auf die Hinterfüße stellen müssen, wenn wir erreichen wollen, dass das Allgemeinwohl immer und überall die erste Geige zu spielen hat und dass auch die Wirtschaftsinteressen sich dieser Priorität unterzuordnen bzw. anzupassen haben.

Um die Studentenschaft war es in den letzten Jahrzehnten eher ruhig. Man hat den Eindruck gewonnen, dass sich die studierende Jugend in das Schicksal gefügt hat, dass sie zu studieren hat, wie und was sie darf und was sie vorgesetzt bekommt und dass sie sich darauf verlassen will, dass die Angepasstheit eine Möglichkeit für schöne Karrieren ist. Gottseidank ist sie aus diesem gutgläubigen Dornröschenschlaf erwacht und beginnt sich zu wehren und sich selbst für die eigene Zukunft einzusetzen. Die letzten Studentenstreiks haben aufgeschreckt und die Politik und die Öffentlichkeit haben zumindest begonnen zu überlegen, was etwa falsch gemacht wurde und somit besser zu machen ist. Um tatsächlich erfolgreich zu sein, werden die Studenten den neuentfachten Aktionismus brennen lassen müssen und sie werden sich um viele Partner in der Gesellschaft bemühen müssen.



Hans Widmann,
Aufgewachsen in Rodeneck,
wohnhafte in Ridnaun;
von 1970 bis 1992 Mitarbeiter des ASGB;
von 1992 bis 2008 Abgeordneter zum
römischen Parlament;
freier Publizist.

Das bedingungslose Grundeinkommen für alle eine realistische Utopie

Industrialisierung und Automatisierung ermöglichen eine Produktivitätssteigerung in ungeahnter Höhe. Beispielsweise waren in Mitteleuropa vor 80 Jahren noch mehr als 40 % der Erwerbsfähigen in der Landwirtschaft beschäftigt, während heute weniger als 4 % ausreichen, um mehr zu produzieren als einst die vielen.

Es wird zu viel produziert und konsumiert

Eines der Hauptprobleme der heutigen Wirtschaft ist die Überproduktion, z.B. in der Automobilindustrie. Es ist unsinnig, mehr zu produzieren, als wir brauchen, und mehr zu konsumieren, als uns gut tut. Dabei vergeuden wir viele wertvolle Ressourcen und zerstören ohne Rücksicht auf nachfolgende Generationen unseren Planeten Erde.

Vollbeschäftigung im Sinne von bezahlter Arbeit für alle Erwerbsfähigen kann nicht mehr gewährleistet werden. In der Zukunft noch weniger! Wegen der hohen Kosten der Arbeit (vor allem wegen der Lohnnebenkosten durch Steuern und Sozialversicherung) versucht jedes Unternehmen Arbeitskräfte zu reduzieren, um konkurrenzfähiger zu sein und um die Gewinne zu steigern. Es ist daher mehr als unwahrscheinlich, dass in der derzeitigen Finanz- und Wirtschaftskrise neue Arbeitsplätze geschaffen werden.

Es wäre genug für alle da.

Der wichtigste Grund, warum es dringend einen Wandel braucht, ist die Zunahme extremer Armut vieler und der enorme Reichtum einiger weniger! Ernährungsfachleute errechnen, dass auf dem Planeten Erde leicht zwölf Milliarden Menschen ernährt werden könnten. Es ist eine Schande für Wirtschaft und Politik (nicht für die Armen!), dass bei 6,8 Milliarden Erdbewohnern mehr als eine Milliarde Menschen extrem an Hunger leiden und viele daran sterben müssen. Es geht um die Würde des Menschen. Die Grundrechte der Menschen im Sinne der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen von 1948 werden weitgehend ignoriert. Durch die Zunahme der Zahl

der Erwerbslosen wird eine immer größere Anzahl von Menschen vom Wohlstand ausgegrenzt und z.T. in extreme Armut getrieben. Arbeitslose und Arme sind Bürger zweiter Klasse. Dadurch wächst auch das Risiko der politischen Radikalisierung.

Langfristig müssten wir uns schon aus purem Egoismus viel mehr um lokale und globale Gerechtigkeit bemühen. Das wäre die wirksamste Maßnahme, um soziale Konflikte durch Migration und/oder Kriege vermeiden zu können.

Wir sind in einer Sackgasse

Die immer komplizierter werdenden sozialpolitischen Reparaturen bringen uns nicht weiter. Als Beispiel soll das Rentensystem in Italien oder Hartz IV in Deutschland¹ erwähnt werden.

In der EU leben über 20 Millionen Arbeitslose! Die Jugendarbeitslosigkeit ist überall im Steigen! Prekäre Arbeitsverhältnisse wie Praktika-Verträge, Ich-AG's und überlange Anlernphasen nehmen zu, ebenso Schwarzarbeit. Sinnvolle Beschäftigung gäbe es genug, z.B. für Erziehung und Bildung, Betreuung und Pflege sowie Volontariat in den Bereichen Kultur, Soziales und Umwelt, nicht jedoch Lohnarbeit.

Ist die Lohnarbeit für die Sinnfindung des Menschen notwendig? Oder ist Arbeit oft nur ein „Herrschaftsinstrument“, wie Ralf Dahrendorf schon vor drei Jahrzehnten behauptet hat: „Wenn die Arbeit ausgeht, verlieren die Herren der Arbeitsgesellschaft das Fundament ihrer Macht.“

Der heutige Sozialstaat flickt, regelt, kontrolliert, kassiert und subventioniert. Es gibt eine Unmenge von sozialen Fördermaßnahmen, bei denen die Bedürftigkeit der Unterstützten genau geprüft wird:

Arbeitslosengeld, Pflegegeld, Wohngeld, Sozialrenten, Zuschüsse für Arme, Kleinkinder, Studenten, Schwangere, Senioren sowie für Leute mit Behinderungen, Ticketbefreiungen, Fahrtkostenzuschüsse, Steuerfreibeträge für dies und jenes, Subventionen und Zuschüsse überall und jeder Art.

Raffinierte schöpfen alle Möglichkeiten aus, während wirklich Arme notwendige Hilfen oft gar nicht in Anspruch nehmen, weil sie im Wirrwarr der Bestimmungen nicht zurechtkommen.

¹ Götz Werner meint: „Hartz IV ist offener Strafvollzug. Es ist die Beraubung von Freiheitsrechten. Hartz IV quält die Menschen, zerstört ihre Kreativität [...] Wir brauchen ein Recht auf Einkommen. Ein Recht auf bedingungsloses Grundeinkommen.“

Definition

Das „bedingungslose Grundeinkommen für alle“ ist ein sozioökonomisches Modell, in dem jeder Mensch, unabhängig von Einkommen, Alter und Tätigkeit, einen gesetzlichen Anspruch auf eine die Existenz sichernde finanzielle Grundabsicherung durch den Staat bzw. das politische Gemeinwesen hat.

Eine Grundsicherung nur für Bedürftige gibt es bereits in verschiedenen Staaten, das bedingungslose Grundeinkommen für alle ist aber probeweise nur in wenigen Orten eingeführt worden.²

Es hat wenig Sinn, jetzt schon eine Pro- und Contra-Diskussion über Details zu führen, es ist jedoch sinnvoll und notwendig, die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens für alle zu vertiefen. Erst wenn eine Mehrheit der Wähler diese Idee begriffen hat, ist eine politische Umsetzung möglich. Hinter der Idee des Grundeinkommens steht ein sehr einfaches Prinzip einer konsequenten und radikalen Umverteilung von oben nach unten. Es geht um das Recht aller Bürger auf ein Leben ohne Armut! (Millenniums-Ziel!)

Was würde sich durch das Grundeinkommen ändern?

Der Sozialstaat müsste von der Beitragsfinanzierung zur Steuerfinanzierung wechseln. Das System mit Versicherungsgesellschaften, die jenen Bürgern, die hohe Beiträge einzahlen, auch hohe Quoten auszahlen, ist ein geschlossenes System für Wohlhabende. Die Ärmsten, die keine Beiträge einzahlen können, bleiben nämlich meist ganz draußen.

Durch den Wegfall des Zwanges zur Arbeit würde der Mensch freier. Die Autonomie der Bürger, sowohl der Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer, würde zunehmen. Jeder hätte prinzipiell die Wahl, voll erwerbstätig zu sein, nur teilweise oder überhaupt nicht und zudem würden nützliche Tätigkeiten außerhalb der Erwerbs-

tätigkeit viel eher geleistet. Auch Firmenneugründungen würden einfacher. Das Hauptrisiko bei einer freiberuflichen Tätigkeit würde wegfallen. Der Arbeitsmarkt würde flexibler. Die Arbeit würde weniger als Last, sondern mehr als Chance zur Selbstverwirklichung und für zusätzliches Einkommen gesehen werden.

Es gibt Befürworter des Grundeinkommens, die alle öffentlichen Förderungen im sozialen und kulturellen Bereich streichen möchten und mit diesen frei werdenden Geldmitteln das Grundeinkommen finanzieren würden. Das ist strikt abzulehnen.

Dadurch würden jene, die neben dem Grundeinkommen keine anderen Einkünfte haben, von vielen Bereichen ausgeschlossen werden, z.B. von der Behandlung bei schwerer Krankheit, von der Spezialbetreuung von Menschen mit Behinderungen oder von teurer Aus- und Fortbildung.

Das Grundeinkommen müsste jedenfalls für alle, ob alt oder jung, so hoch sein, dass alle ihre Grundbedürfnisse befriedigen können und kulturell-gesellschaftlich teilhaben können. Mit dem Grundeinkommen wären dann auch die Studienstipendien obsolet, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass Bildung und Weiterbildung als Grundrecht für alle garantiert wird und nicht als Privileg für die Reichen gesehen wird. Das Grundeinkommen würde auch die Familie stärken sowie das Ehrenamt fördern. Der Mensch hätte mehr Muße und somit mehr Zeit für Kultur und Bildung.

Noch ein wichtiges ökologisches Argument:

Durch das Grundeinkommen würde die Arbeit billiger und der Ressourcenverbrauch teurer. Dann würde sich auch vieles in unserer Wegwerfgesellschaft ändern. Es würde sich auszahlen, ökologisch zu leben. Würden

die Rohstoffe teurer und die Arbeit billiger, dann würde es sich lohnen, Geräte und Maschinen zu reparieren, statt so vieles wegzwerfen und Neues zu kaufen. Die unsinnige Spirale, immer mehr produzieren und immer mehr konsumieren zu müssen, würde durchbrochen werden.

Wo sind die Widerstände?

Die Reichen wollen keine wirkliche Veränderung des Steuersystems. Die Wachstumsfetischisten haben kein Interesse an einer nachhaltigen und sparsamen Wirtschaftspolitik.

Der Vorschlag für das Grundeinkommen wird wohl auch deshalb bekämpft, weil er eine sehr einfache Lösung aufzeigt. Alle, die mit Sozialgesetzgebung zu tun haben, wissen, dass die Bestimmungen laufend komplizierter und undurchschaubarer werden. Man denke nur an die ausgetüftelten Regelungen im Rentenbereich. Die bürokratischen Ermittlungen des Anspruchs auf Unterstützungen und die entwürdigenden Kontrollen erfordern Institutionen mit Machtbefugnissen und großen Apparaten. Dort sitzen auch die „Experten“, die die Politiker beraten. Diese werden wohl nicht sich selbst in Frage stellen!?

Wo ein Wille,
da auch ein Weg!
Wo kein Wille,
da gibt es immer
Gründe dagegen.

² Ein Beispiel, das der Verfasser dieses Artikels selbst 2008 vor Ort angesehen hat, funktioniert bestens in Otjivero in Namibia. Die Diskussion über ein Grundeinkommen für alle ist schon alt und wird seit der Gründung des weltweiten Netzwerkes BIEN (Basic Income Earth Network) im Jahre 2004 intensiv und auf vielen Ebenen geführt. Siehe: www.basicincome.org

Die drei häufigsten Einwände

Wer würde dann noch arbeiten?

Grundeinkommen ist nur ein bescheidenes Einkommen, um würdig leben zu können, mehr nicht. Durch Lohnarbeit kann jeder zusätzlich etwas dazuverdienen.

Viele arbeiten nicht wegen des Lohnes, sondern weil Beschäftigung sinnstiftend, ja therapeutisch hilfreich ist. Es wird auch heute schon sehr viel Arbeit ohne finanzielle Abgeltung geleistet, z.B. im Haushalt, in der Familie, im Ehrenamt sowie im sozialen und kulturellen Bereich.³

Das Experiment in Otjivero (Namibia) beweist beeindruckend, dass Unternehmungslust und Arbeitswille wachsen, wenn die Angst vor Hunger und Tod wegfällt.

Nicht bezahlbar!

Klar, es braucht einen radikalen Umbau des Steuersystems, in dem nicht die Arbeit, sondern vor allem der Konsum und der Verbrauch von Ressourcen sowie das Vermögen und die Gewinne besteuert werden.

Das Brutto sozialprodukt (zumindest in den Industriestaaten) ist hoch genug, um allen Menschen ein Leben in Würde garantieren zu können. Es ist eine Frage der gerechten Verteilung, nicht der Finanzierbarkeit.

Es ist eine Frage des Wollens, nicht des Könnens!

Alle, auch die Reichen sollen das Grundeinkommen erhalten?

Die Verwaltung von Harz IV in Deutschland frisst 27 % der Gesamtkosten im entsprechenden Budget des Staates auf. Und immer wieder gelingt es schlauen und nicht bedürftigen Leuten, an die Sozialtöpfe des Staates heranzukommen.

Viele Reiche kriegen heute ohnehin schon weit mehr an Subventionen als jeder Sozialhilfeempfänger. Die Reichen sollen daher entsprechend hohe Steuern zahlen. Der Staat soll die komplizierten Regelungen der Sozialfürsorge und Vorsorge über Bord werfen, auf die vielen zweifelhaften Kontrollen verzichten und die Subventionierung der Reichen streichen. Damit erspart sich der Staat weit mehr, als das Grundeinkommen an die wenigen Reichen ausmachen würde.

³ In Deutschland arbeitet jeder Erwerbsfähige wöchentlich im Durchschnitt 17 Stunden gegen Bezahlung und 25 Stunden unentgeltlich. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist beachtlich. Frauen arbeiten ohne Vergütung wöchentlich 31 Stunden und Männer 19 Stunden.

Zur Zahlungsfähigkeit des Staates

Vereinfachend können folgende Gründe für den derzeitigen Geldmangel des Staates genannt werden:

- Der Staat kassiert immer weniger bei den wirklich Reichen und Spekulanten; die wachsende Zahl der Superreichen beweist das.
- Die Kostenwahrheit (Bezahlung der Schäden durch die jeweiligen Verursacher) setzt sich kaum durch.
- Für die Gewinne, die z.B. durch Maschinen erwirtschaftet werden, werden kaum Steuern verlangt, während die Arbeit aufgrund von
- Steuern und Lohnnebenkosten überproportional teurer geworden ist und daher vom Staat oft subventioniert werden muss.
- Die immens hohen Beträge für Großprojekte und für Subventionen an Konzerne (letzthin sogar Banken!) sowie die Korruption und Fehlwirtschaft durchlöchern die öffentlichen Haushalte immer mehr, jedenfalls mehr, als die Unterstützung der wirklich Bedürftigen kostet.
- Die Steuern steuern kaum mehr.

Es braucht ein Umdenken.

Hinter der einfachen, aber revolutionären Forderung nach einem Grundeinkommen für alle steht vor allem die Idee:

einer gerechteren Gesellschaft, in der die Notlage der Armen Vorrang vor den Ansprüchen der Reichen hat,
einer solidarischen Gesellschaft, in welcher niemand ausgegrenzt wird,
einer nachhaltigeren Gesellschaft, in der die Umwelt geschützt und mit den Ressourcen sparsam umgegangen wird
und *einer demokratischen Gesellschaft*, in der die Mitverantwortung, die Mitbestimmung und die Beteiligung eines jeden Menschen in der Gemeinschaft ermöglicht werden.

Dazu braucht es eine neue Ethik der Solidarität, nicht die Logik von Sieg und Niederlage, welche unsere wissenschaftlich-technisch orientierte Zivilisation beherrscht.



Sepp Kusstatscher,

Jahrgang 1947;

Beruf: meist in der Berufsbildung;

1973-74: Vorsitzender der Südtiroler Hochschülerschaft;

1974-85: Bürgermeister von Villanders;

1988-93 und 2003-04: Abgeordneter im Südtiroler Landtag;

2004-09: Abgeordneter im Europäischen Parlament.

JUGEND VS. VERBREITETER SOZIALER VERUNSICHERUNG

Wirtschaftliche Globalisierung und Krise verstärkt Prekarisierung der Arbeitswelt

Internationale Finanzkrise hat auch Realwirtschaft stark erfasst --- Arbeitslosigkeit, im besonderen Jugendarbeitslosigkeit im erweiterten --- Europa seit September 2008 enorm angestiegen. --- Arbeitsmarkt Südtirols hat enorme saisonale Fluktuationen, die in weiten Bereichen prekäre Arbeitsverhältnisse zur Folge haben --- Gesamtstaatliche Normen am Arbeitsmarkt von Mitte-Rechts stark mit vielen neuen Arbeitsverhältnisarten verschlechtert --- Jugend von heute eine ewige "Praktikumsgeneration"? --- Ein Landesabkommen zu Ausbildungs- und Orientierungspraktika zwischen Sozialpartnern und Arbeitsverwaltung wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts abgeschlossen, dieses wird trotz des gewerkschaftlichen Antrages bedenklicherweise von der Universität Bozen immer noch nicht angewandt!

Kurzer Ausblick aufs erweiterte Europa in dieser Krisenzeit

Die im Sommer 2008 mit dem Zusammenbruch der amerikanischen Bank Lehman&Brothers offensichtlich gewordene Finanzkrise in den USA, hat trotz beschwichtigender Beteuerungen gewisser, sogenannter Wirtschaftsexperten sehr bald negative Auswirkungen auch in der Realwirtschaft der ganzen Welt, aber auch im EU-Raum als größten industriellen Wirtschaftsraum der Welt gezeigt.

Die Arbeitslosigkeit ist im Zeitraum vom September 2008 bis Dezember 2009 im erweiterten EU-Raum von nunmehr 27 Staaten um fast 6 Millionen auf fast 23 Millionen Menschen, d.h. von ca. 7,1% auf 9,8% angestiegen, während im besonderen die Jugendarbeitslosigkeit (bis 25 Jahre) im selben Zeitraum

von 15,8% auf 21,4% angestiegen ist, und daher eine mehr als doppelt so hohe Quote im Vergleich zur allgemeinen Arbeitslosenrate erreicht hat. Eine im Frühjahr 2009 durchgeführte Studie in 27.000 privaten und öffentlichen Betrieben des EU-27-Raumes der Europäischen Stiftung für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen mit Sitz in Dublin (Irland) hat ergeben, dass der immer flexiblere Einsatz von Arbeitskräften in den untersuchten privaten und öffentlichen Betrieben deutlich zugenommen hat, und dass der nur zeitweilige Einsatz externer Arbeitskräfte und andere Formen von zeitlich befristeter Arbeitsverträge bedeutend angewachsen ist und zu einer nicht unbedeutenden Verunsicherung vieler abhängig Beschäftigter geführt hat.

Kurzer Einblick in den Südtiroler Arbeitsmarkt inmitten dieser Krise

Der Arbeitsmarkt Südtirols ist seit jeher gekennzeichnet von enorm starken Fluktuationen im Jahresverlauf. Dies bedeutet für weit mehr als die Hälfte aller abhängig Beschäftigten im Land Südtirol eine nur zeitweilige, saisonale und befristete Arbeitstätigkeit, ein nur zeitweiliges Einkommen und eine entsprechende Sozial- und Rentenversicherungsbiographie mit vielen Unterbrechungen und daher deutlich geringere Rentenerwartungen im dritten Lebensabschnitt. Die enorm hohen jährlichen Bewegungen am Arbeitsmarkt Südtirols, d.h. Einstellungen und Entlassungen sind in der Zahl auf über 130.000 angestiegen, was bei insgesamt 170.000 abhängig Beschäftigten in Südtirol einem mehr als drei Viertel Anteil (76%) aller Lohnabhängigen an tendenziell prekären Beschäftigten entspricht.

Und dies verdeutlicht in Wirklichkeit, dass auch bei uns bei genauerem Hinsehen in die soziale Realität der ca. 500.000 EinwohnerInnen Südtirols nicht alles nur eitel Sonnenschein ist. In der Öffentlichkeit und in unserer keineswegs ausreichend pluralistischen Medienlandschaft im Lande wird leider allzu häufig mit wirtschaftspolitisch interessanten Daten "hausieren" gegangen (Athesia Medien und Leitung der Handels-Industrie und Landwirtschaftskammer Bozen do-cent!). Dort spricht man nach wie vor nur von großen erzielten wirtschaftlichen Wachstumsraten mit kon-

tinuierlich angestiegenen Zahlen der aktiven Erwerbspersonen, und der im regionalen Vergleich in Europa errechneten niedrigsten Arbeitslosenquote von vormals weniger als 3% in Südtirol. Von der sozialen Wirklichkeit vieler Menschen am Südtiroler Arbeitsmarkt wird nicht gesprochen. Daher hier nur einiges über die im zweiten Halbjahr 2009 beträchtlich angestiegene Zahl der unfreiwillig arbeitslos gewordenen Menschen in Südtirol. Sie sind in diesem Zeitraum um 2.342 oder um 36,8% auf 8.690 Menschen angestiegen, und haben damit fast einen Anteil von 5%iger Arbeitslosenrate erreicht.

Die Prekarisierung der Arbeitswelt nimmt auch in Südtirol zu, und diese wurde auch durch verschlechternde Normen des italienischen Arbeitsmarktes von der Mitte-Rechts-Regierung Berlusconi zusehends ausgeweitet. Denn es wurden mehrere neue, schlechtere Arbeitsverhältnisarten geschaffen, mit denen diese soziale Verunsicherung, vor allem von Jugendlichen, aber auch von älteren ArbeitnehmerInnen (über 50 Jahre) ausgedehnt und erweitert wurde.

Jobsharing, Arbeit auf Abruf und Leiharbeit im Hilfsarbeiterbereich sind nur einige dieser neuen Arbeitsverhältnisprofile, in denen eine gesicherte, dauerhafte Beschäftigung und Lohngarantie nicht mehr gewährleistet sind.

Jugendbeschäftigung im Vergleich

Die Ausbildungs- und Orientierungspraktika für Jugendliche, welche seit der zweiten Hälfte der 90iger Jahre gesetzlich eingeführt wurden und dann später von der Mitte-Rechts-Regierung Italiens in Orientierungspraktika umbenannt wurden, sind inzwischen trotz anderer, sozial besserer Möglichkeiten von z.B. Sommer- oder zeitweiliger Beschäftigung auch in Südtirol von 2002 mit 1.911 Praktika bis zum Jahr 2007 fast verdoppelt und haben bei einer durchschnittlichen jährlichen Steigerung von über 15% die Zahl 3.747 erreicht. Andererseits sind die Sommerarbeitsverträge von 600 bis 700 im selben Zeitraum fast konstant geblieben. Die Praktika sind keine Arbeitsverhältnisse, daher haben die Jugendlichen mit diesen auch keine Sozial- und Rentenversicherung, aber auch keine kollektivvertraglichen Rechte, welche sie beanspruchen könnten (wie bezahlten Urlaub, Mindestlohngarantie, indirekte Löhne, Krankheitsentlohnung, Abfertigung). Hingegen gäbe es aufgrund gewerkschaftlicher Ver-

einbarungen mit den einzelnen Unternehmerverbänden in der Industrie, im Handwerk, im Handel und Gastgewerbe Sommerarbeitsverträge für Jugendliche, in denen Einstiegsentlohnungen definiert, Sozial- und Rentenversicherung und andere kollektivvertragliche Rechte und Pflichten anwendbar sind, wie sie oben aufgelistet sind.

Für die Praktika gibt es aus dem Jahr 2001 ein gewerkschaftliches Landes-Rahmen-Abkommen mit allen Gewerkschaften, Unternehmerverbänden und der Landesarbeitsmarktverwaltung der Autonomen Provinz Bozen, mit welchem ein Monatsbetrag von 400 bis 600 Euro als Taschengeld für PraktikantInnen beziffert wird, und wo auch andere "Benefits" wie Fahrtkostenzuschüsse der Betriebe oder Essenvergütungen vorgesehen sein können. Und dies alles neben der vertraglichen Verpflichtung eines sinnvollen, lernenden "Hineinschnupperns" der Jugendlichen in die Betriebe, nicht aber als eine "missbräuchliche" Ausbeutung von jungen "billigen Arbeitskräften".

Warum bisher keine Anwendung des Rahmenabkommens an der Uni Bozen?

Interessant scheint hier noch zu erwähnen, dass die Universität Bozen unter der Rektorin Rita Franceschini – trotz gewerkschaftlichem Drängen über die Landesarbeitsverwaltung – sich geweigert hat, diese Rahmenbedingungen für die von der Uni Bozen mit Betrieben vereinbarten Praktika für StudentInnen zu übernehmen.

Denn dies bedeutet, dass Studenten und Studentinnen oftmals für ihre Praktika in Betrieben Südtirols weder eine wirtschaftliche Vergütung bekommen, noch andere Benefits beanspruchen können, und damit gegenüber Ober- und BerufschülerInnen benachteiligt sind. Und überdies auch das verfassungsmäßige Gleichheitsprinzip verletzt wird.

Dies ist vor allem für sozial schlechter gestellte Jugendliche und StudentInnen ein Zusatzproblem, gegen das wir Gewerkschaften Sturm gelaufen sind, und worin wir bisher auch beim Landesarbeitsassessorat, damals unter Luisa Gnechhi, ohne Erfolg

geblieben sind.

Nun, mit dem neuen Rektor Walter Lorenz der Universität Bozen werden wir Gewerkschaften einen neuen Anlauf versuchen, um die Uni-PraktikantInnen allen anderen PraktikantInnen gleichzustellen, und um die Richtlinien des Rahmenabkommens auch an der Universität Bozen im Territorium Südtirols zur Anwendung zu bringen.

Dies dürfte nach dem vor kurzem, im Jänner 2010 vom nunmehrigen kritischen Rektor veröffentlichten "Sozialen Manifest" hoffentlich kein unmögliches, nicht zu verwirklichendes Ziel hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit auch in der Hochschulbildung Südtirols sein. Denn auch so könnte mittel- bis langfristig der niedrige Anteil an StudentInnen aus Arbeiterfamilien an der Universität Bozen nicht unwesentlich verbessert und dem Grundsatz gleicher Bildungschancen mit stärkerer Berücksichtigung der Begabung etwas näher gekommen werden.



Christian Troger,

1958 in Kastelruth geboren;
1977 Zivildienst bei der Arbeiterfürsorgestelle Ital/Sgk-Uil;
seit 1982 hauptamtlicher Gewerkschafter bei der SGK-UIL und
von 1999 – 2006 für zwei Wahlperioden dessen Landessekretär;
2007 Abschluss des Universitätslehrgangs für „Arbeit und Nachhaltigkeit“
mit dem Titel „Akademischer Sozialwirt“.



Albert Camus sagte einmal:

“Eine praktische Art, eine Stadt kennenzulernen, besteht darin, sich anzusehen, wie in ihr gearbeitet, wie in ihr geliebt und wie in ihr gestorben wird.”¹

Das an diesen Text anknüpfende Gedicht stellt so einen Versuch dar. Den Versuch einer Hommage an eine Stadt, welche, außer die Funktion einer traumhaft, unreal wirkenden Kulisse erfüllend, für Jugend und Studenten nicht viel mehr zu bieten hat, als eine, nennen wir sie mal “instant” Satisfaktion, die zwar streckenweise angenehm und durchaus lebbar zu sein scheint, aber doch nur von kurzer Dauer ist.

Es ist ein Versuch abstrakter Beschreibung der anderen, der erstgenannten entgegengesetzte Seite, welche dieser Stadt ihre eigentliche Seele verleiht. Es sind Bilder, kleine, für manches Auge vielleicht unbedeutende oder gar klischeehaft wirkende Bilder von Gefühlen. Gefühle eines Fremden, der sich unter Fremden² sein “zu Hause” neu erfand und so lernte, wie Interkulturalität, als Kreuzung und nicht zur Abschottung zwischen Menschen dienen kann. Dies “zu Hause”, dies Gefühl war jedoch nicht etwas was Er suchte oder gar suchen wollte, um sein recht angenehmes Elterhaus und Mutters vorzügliche Kochkünste zu verlassen (...es ist aber auch nicht so, dass Er sie bis heute verlassen hat). Nein. Dies Gefühl fand Ihn, zeigte und bestand fort bis zum heutigen Tage in Form von Worten, Liedern³, nächtelangen Diskussionen... in Form von frommen, lebensfrohen Menschen.

Ein Versuch, in Worten für ein Land im hohen Norden des italienischen Stiefels und die Menschen, die jungen Menschen, die Er kennenlernen durfte. Er, der Fremde unter all den Fremden. Der sauberste unter all den südtirolerischen Akzenten, hier in dieser Stadt, einer Stadt wie jede andere es auch ist... Die Stadt der großen Söhne, vielen, war sie Quelle der Inspiration und Heimat scheinbar Heimatloser. Heimat eines Zweig, eines Mozart, Trakl oder Bernhard. Heimat eines Jedermann...

1 Camus, Albert: Die Pest. Hamburg: Rowolth Verlag 2008, S. 8.

2 Ich möchte hier gleich vorwegnehmen, dass meine südosteuropäische Herkunft zwar keine objektivere Beschreibung einer Stadt, wie es Salzburg ist, zulässt, sie jedoch in ihrer Subjektivität objektiver ist als Beschreibungen mancher Lokalhelden, wie etwa Thomas Bernhard, von denen viele in der ganzen Masse von slawischen und oberösterreichischen Zuwanderern, untergehen.

3 Hier möchte ich kurz anmerken, dass seit jenen Tagen, dank eines gewissen Mag. phil. ein fortwährender Drang in mir herrscht, bei jedem „zu- tief- ins- Glas- geschaut“ lauten Halses die “Bella Ciao” zu singen.

Die Ballade von den Tageszeiten

Arbeit

I
Wenn morgens wieder grau es regnet,
Leeren sich die engen Tunnelgassen;
Dann ist's Zeit sich mit der Tat der eignen Hände,
s Zeit sich Mit Arbeit zu befassen,
Welche unsren Bürgern
- Den frommen und denen die es weniger sind -
In mannigfaltigen Erscheinungsformen,
Von Tag zu Tag,
Im Rahmen der Gesetze und gesetzter Normen,
Als gesunde Menschenpflicht begegnet.

II
Er sitzt da, Er, das Menschenbild.
Sitzt da vor seinem Buche,
Wenn es Draußen grau von Dächern rinnt.
Versucht vergeblich nachzudenken,
Versucht den Kopf auf Anderes zu lenken
Als auf "unfaßliche Idole".
Selber Eines will er werden.
Verzweifelnd an der Unverständnis,
Schafft der Geist so unerwartete Gebärden,
Ihn nähernd der Erinnerung.
Der ewigen...

Liebe

III
Wenn mittags sich der Himmel blau auf tut,
Um Form und Farbe zu erwecken
In den liebenden Gemütern,
geht ein Windstoß durch die Herzensgittern,
Sich verwandelnd in das erste Grün des Jahres.
Langsam, leise löst sich so das Winterband,
Mit einem Ruck, wie von sanfter Menschenhand.
Mit dem Grün kam auch die Frage

IV
...halb erwachend aus dem süßen Traume,
Küsste sie mit leichten Wolkenlippen
Sanft den nackten Hals des Spiegelbilds.
Sich betrachtend, mit nervösem Fingertippen,
Fuhr Er auf und küsste sie zurück:
„Siehst du das Türkis im Wasser,
In den Augen und auf aller Menschen Münder?
Es verkündet reinen Himmel zwischen Winterwolken,
Verkündet Frühling auf Gesichtern aller Kinder.“

Tod

V
Die Nacht, auf Farbe nicht mal wartend,
Deckte schon die Liebenden zu sich,
Verdunkelte Gemüt und aller Menschen Seelenbilder.
Schloss sanft die Kinderzimmertüren
Und stahl das Leben aus der alten Greise Lider.
Sie ist dunkle Inspiration,
In der noch jungverstorbnen Geister wohnen.
In der Welt der grellen Städte Lichter
Bringt Sie Wahres aus dem trunknen Mund,
Der schnapsverstellten Mannsgesichter.

VI
Blitzen tut wie tausend Diamanten
Der glattgeschliffne Sensenstahl,
In solchen,
Wie vom roten Wein betäubten Nächten.
"Heut ist hier nicht viel zu holen",
Sagt sich süßer Tod im Monolog:
"Alle stehn sie fest auf ihren Sohlen,
Keiner zu betrunken, keiner viel zu altersschwach,
Keiner der in mein achso strenges Auge stach,
Um zu Sterben mit dem letzten Kuss..."

In der Stadt der Menschen

VII
... Um als Windstoß zurückzukommen
In die große Stadt,
In die kleine Stadt,
Oder Dorf am ewiggrünen Fichtenwald?
Wie Du siehst, es ist egal, ob im Süden, Norden,
Westen oder euch so wildem Osten:
Arbeit wird verrichtet immer dann am besten,
Wenn der Regen uns das Grün verwehrt...
... so wie anderswo.

Lieben tut man leicht und unbekümmert, fast verlegen,
Oder nur des Körpers tierischer Gelüste wegen...
... auch wie anderswo auf Erden.
Sterben, handeln mit dem Ewigen im Leben,
Fragen stellen an das großen Ungewissen,
Ach, einfach fertig werden mit dem ganzen Wissen...
... auch wie jeder Mensch,
Anderswo auf Erden.

An dich... - Text und Gedicht von Marko Dinic



Marko Dinic,
1988 in Wien geborener Serbe; in Deutschland und Serbien
aufgewachsen; seit 2006 Studium der Germanistik an der
Universität Belgrad; seit 2008 an der Paris Lodron Universität
Salzburg.
Mitglied der Studentenunion Serbiens 2007-2008;
Stellvertretender Vorsitzender und Vorsitzender der
Studentenunion der Philologischen Fakultät 2007-2008

o gott o gott
ist die zeit schon reif ?

Idee: firma fridelin

Foto: Annelies Dezini



Der lange und steinige Weg zur WISSENSGESELLSCHAFT

Die Globalisierung und die wachsende Bedeutung der Regionen innerhalb der Europäischen Union stellen Südtirol vor umfassende sozio-kulturelle, wirtschaftliche und ökologische Herausforderungen. Diesen wird das Land nur dann gewachsen sein, wenn es im Zusammenspiel von Politik, Verwaltung, Wirtschaft und informierter Öffentlichkeit gelingt, eine dynamische Wissensgesellschaft zu etablieren, die nicht allein für Südtiroler/innen attraktiv wirkt. Um dies zu erreichen, sind international ausgerichtete Bildungs- und Forschungsangebote sowie eine allgemeine Anhebung des Qualifikationsniveaus notwendig.

Menschen mit höherem Bildungsgrad fördern Innovation, tragen wesentlich zum Wirtschaftswachstum und zur Internationalisierung des Landes bei und bilden den Humus für neue soziale und kulturelle Entwicklungen. Wenn sie die nötige Weltoffenheit mitbringen, können sie außerdem einen wichtigen Beitrag zum interkulturellen Zusammenleben und zum sozialen Frieden liefern.

Daher dürfte es Südtirol ein zentrales Anliegen sein, diesen hoch qualifizierten Personen – ungeachtet der Frage ihrer Herkunft – berufliche Perspektiven sowie ansprechende und anspruchsvolle Betätigungsfelder zu bieten. Im Rahmen der empirischen Erhebungen, die dem Forschungsprojekt „Zukunftsperspektiven für Akademiker/innen in Südtirol“ zugrunde liegen, war des Öfteren von einem „Aderlass“ die Rede. Dieser wurde seitens einiger deutsch- und ladinischsprachiger Ent-

scheidungsträger/innen (ungeachtet der Frage ihres politischen Couleurs) insbesondere auf jene Südtiroler/innen bezogen, die nach ihrem Studium im „Ausland“ verblieben und auf diese Weise für das Land Südtirol „verloren“ gegangen sind. Der Begriff „Aderlass“ spielt auf eine medizinische Behandlungsform an, die bereits im Altertum zur Anwendung kam, umfasst in diesem Diskurszusammenhang jedoch in erster Linie politisch-ethnische Konnotationen, die vor dem Hintergrund der jüngeren Geschichte Südtirols an Bedeutung gewinnen.

In der Metapher vom „Aderlass“ scheint sich insbesondere eine ambivalente Haltung zu verdichten, die im kollektiven Gedächtnis der deutsch- und ladinischsprachigen Minderheiten tief verankert ist: Einerseits ließe sich daraus ableiten, dass der Nettoabfluss von Hochqualifizierten für Südtirol eine „heilende“ Wirkung entfalten könnte, indem dieser das Land davor bewahrt, dass eine kritische Masse akademisch gebildeter Personen die herkömmliche soziale und politische Ordnung in Frage stellt. Die ethnische Konnotation scheint andererseits eng damit verknüpft: Vor dem Hintergrund der jüngeren Geschichte Südtirols wird in der deutschsprachigen Minderheit durch die teilweise Abwanderung „ihrer“ Bildungseliten nicht allein die Zeit der Option in Erinnerung gerufen, sondern auch in einem weit grundlegenden Sinne latente Ängste vor einer schleichenden Assimilation aktiviert, insbesondere jene, dass die deutsche und ladinische Sprache und Kultur mit der Zeit ausgehöhlt werden könnten.

Unsere italienischsprachigen Gesprächspartner/innen nahmen häufiger auf das Unbehagen („disagio“) der italienischsprachigen Minderheit (bekanntlich sieht sich auch die italienische Sprachgruppe in Südtirol nicht als Mehrheit) als Hemmnis für die Rückkehr „ihrer“ künftigen sozialen und intellektuellen Elite nach Südtirol und auf die Tatsache Bezug. Einige verwiesen auch auf die Tatsache, dass diese gegenüber den Vertreterinnen und Vertretern der deutschen Sprachgruppe in Spitzenämtern, d.h. auf der Ebene der Führungskräfte, unterrepräsentiert seien.

Dass die genannten Gruppen bzw. Minderheiten

in keiner Weise als intern homogen anzusehen sind und sich ein beträchtlicher Anteil der Südtiroler Bevölkerung – gerade unter den Hochqualifizierten – nicht notwendigerweise einer dieser Gruppen zuordnen würde, muss hier nicht eigens hervorgehoben werden. Nach diesem kurzen Einblick in Besonderheiten des Diskurses zur Mobilität im Südtiroler Kontext, die es bei der Behandlung der skizzierten Problemstellung kritisch zu hinterfragen gilt, wenden wir uns nun einer strukturellen Betrachtung unseres Forschungsthemas zu.

Im weiteren Rahmen des autonomen Status, der Mehrsprachigkeit, der klein strukturierten Wirtschaft und einer annähernden Vollbeschäftigung wurde der Bildungs- und Forschungssektor in Südtirol im letzten Jahrzehnt stark ausgebaut; auch künftig sollen Bildung, Forschung und Innovationsbestrebungen umfassend gefördert werden. Die Freie Universität Bozen, die EURAC, das Versuchszentrum Laimburg, das TIS, das MUSEION sowie private Einrichtungen und Unternehmen, die Forschungsleistungen erbringen und innovativ wirken, sind nur einige besonders prominente Beispiele dafür, wie durch konkrete Anstrengungen ein höheres Wissensniveau erreicht werden kann und neue, qualifizierte Arbeitsplätze entstehen – nicht zuletzt für Personen, die selbst nicht in Südtirol aufgewachsen sind.

Durch ihre explizit internationale Ausrichtung setzt die Freie Universität Bozen einen deutlichen Akzent, der in Südtirol mit dem Image des Provinzialismus bricht. Nicht allein die Lehrenden, sondern auch die Studierenden kommen aus zahlreichen Ländern und Regionen. Wenngleich sich die Universität noch in der Aufbau- und Ausbauphase befindet und nunmehr eine Reihe von Fachrichtungen umfasst, so ist eine geistes- und kulturwissenschaftliche Schwerpunktsetzung im Strukturplan der Fakultäten bisher bestenfalls

rudimentär im Bereich der Lehre zu erkennen. Neben den historischen Besonderheiten und der mehrsprachigen Realität, die Südtirol als Forschungsthema und als

Standort für Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften geradezu prädestiniert erscheinen ließen, wäre aber gerade eine Stärkung dieser Fachrichtungen für eine Universität von besonderer Bedeutung, ja für eine Volluniversität geradezu unverzichtbar. Von Immanuel Kant wurde den Geisteswissenschaften eine „Wächterfunktion“ gegenüber den „oberen“, auf den Nutzen des Staates ausgerichteten Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin)

eingräumt: „Auf einer Universität [...] muß eine philosophische Fakultät sein. In Ansehung der drei obern dient sie dazu, sie zu kontrollieren und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf Wahrheit (die wesentliche und erste Bedingung der Gelehrsamkeit überhaupt) alles ankommt; die Nützlichkeit

aber, welche die oberen Fakultäten zum Behuf der Regierung versprechen, nur ein Moment von zweitem Range ist.“¹ Nicht weniger gilt dieses Argument für die Universität einer autonomen Provinz, die im Verhältnis zu staatlichen Interessen und Vorgaben über vergleichsweise große Freiräume verfügt, die entsprechend gestaltet und genützt werden könnten.

Ähnliche Entwicklungen ließen sich auch im Bereich der Forschung (EURAC, Versuchszentrum Laimburg etc.), im Bereich der Innovation (TIS, BLS) und im Bereich der modernen Kunst (MUSEION, Manifesta etc.) aufzeigen. Sie kontrastieren allesamt auf positive Weise mit einem Bild von Südtirol, das nicht mehr zeitgemäß ist, sich aber dennoch in einigen der „besten“ Köpfe Südtirols, den Informationskampagnen zum Trotz, festgesetzt zu haben scheint. Mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung besteht dennoch die Hoffnung, dass die Nachricht von diesen jüngeren

1 Kant 1959, 21; vgl. Pasqualoni 2005, 124.



Entwicklungen schließlich auch jene Hochschulabsolvent/inn/en erreicht haben wird, die, in Südtirol herangewachsen, seit Jahren oder Jahrzehnten außerhalb von Südtirol tätig sind. In unseren Befragungen und Diskussionsrunden mit Akademiker/inne/n erwies sich die Skepsis über die Reichweite und Nachhaltigkeit einer forschungs- wie bildungspolitischen Öffnung jedenfalls als außerordentlich verbreitet. Allgemein anerkannt wurde in den vielen Einzelgesprächen und Gruppendiskussionen, die wir inner- und außerhalb von Südtirol mit verschiedensten Gruppen von Expert/inn/en, Betroffenen und Interessierten führten, dass die Gründung der Freien Universität Bozen eine wichtige und zukunftssträchtige Wende in der Südtiroler Bildungs- und Forschungspolitik darstellt.

Die Universität bietet Chancen, die es in vielfacher Hinsicht zu nützen gilt: Gerade die mehrsprachige Ausrichtung einiger Fakultäten und Laureatsstudiengänge stellt einen wichtigen Impuls für die Zuwanderung von Nicht-Südtiroler Studierenden und Hochschulabsolvent/inn/en dar. Die Mobilität, welche auch die Südtiroler Gesellschaft infolge dieser Weichenstellungen zunehmend charakterisiert, befördert die Entwicklung des Landes in Richtung Internationalität und Innovation.

So viel steht fest. Vergleicht man Südtirol allerdings mit den umliegenden Gebieten, wird ein deutlicher Nachholbedarf in Bezug auf anspruchsvolle Beschäftigungsfelder für hoch qualifizierte und motivierte Arbeitskräfte erkennbar. So fällt auf, dass der Qualifikationsbedarf der heimischen Unternehmen mit den genannten Entwicklungen nicht Schritt gehalten hat. Wie eine Reihe von Studien belegen, hat dies zur Folge, dass eine beträchtliche Anzahl von Südtiroler Universitätsabsolventinnen und -absolventen schließlich doch außerhalb des Landes ihr Glück versuchen, auch wenn sie mittel bis längerfristig einer Rückkehr nach Südtirol nicht abgeneigt wären.

Dass sich bisher vergleichsweise wenige akademisch gebildete Arbeitskräfte, die nicht in Südtirol aufgewachsen sind, hier niedergelassen haben, ist hingegen wenig überraschend: Immerhin stellt das Erfordernis der Zweisprachigkeit – zumindest im Bereich der öffentlichen Dienstleistung, wenn auch nicht in jenem der Forschung und Entwicklung – selbst für Teile der lokalen Bevölkerung noch immer ein beträchtliches Hindernis dar. Die Freie Universität Bozen deckt nicht alle vorgesehenen wissenschaftlichen Fachgebiete ab und ihr Ausbau zu einer Volluniversität wird von den zuständigen Entscheidungsträger/inne/n der Bildungspolitik in der Regel auch nicht als Ziel anvisiert, sondern (bestenfalls) im Wechselspiel von Kooperation und Konkurrenz mit den umliegenden Volluniversitäten diskutiert.

In Kenntnis der bisherigen Leistungen im Bereich der Wirtschaft, Bildung und Forschung und mit Rücksicht auf die regionalen Herausforderungen, die mit globalen Veränderungsprozessen einhergehen, hat sich eine Expert/inn/enrunde im Rahmen unseres Forschungsprojektes² die Frage gestellt, durch welche weiteren Schritte die Internationalität des Standortes Südtirols erhöht und seine Leistungsfähigkeit im

Bereich der Bildung, Forschung und Innovation gesteigert werden könnten.

In den teils kontroversen Diskussionen wurde schließlich gemeinsam zum Ausdruck gebracht, dass Südtirol das Potential, eine Brückenfunktion zwischen dem italienischsprachigen und deutschsprachigen Sprach- und Wirtschaftsraum ein- und wahrzunehmen, stärker nutzen sollte. Mit Blick auf das breit gefächerte Studienangebote an den umliegenden Universitäten könnten die bisherigen Forschungs- und Studienschwerpunkte an der Freien Universität Bozen um die Bereiche der Sozial- und Kulturwissenschaften erweitert werden.

Als Einrichtung für Lehre und Forschung sollte die Universität eine kritische Größe erreichen und über entsprechendes internationales Know-how verfügen. Sie kann dann als geistige und kulturelle Triebfeder für Südtirol wirken, wenn die Forschung neben der Lehre gezielt ausgebaut, der wechselseitige Kontakt zwischen Universität und sozialen, wirtschaftlichen und öffentlichen Institutionen des Landes verstärkt und die internationale Kooperation stärker ausgebaut wird. Der Universität, der EURAC und weiteren etablierten Forschungseinrichtungen käme in diesem Sinne die wichtige gesellschaftliche Funktion zu, als Orte der Begegnung und als Wissensplattformen zu dienen, die auch über Mitteleuropa hinaus den Austausch von Wissen und hochqualifizierten Personengruppen sowie die gegenseitige kulturelle Bereicherung ermöglichen.

In dieser Hinsicht sollten beide Hochschul- und Forschungseinrichtungen Menschen unterschiedlicher Herkunft und mit vielfältigen Sprachkompetenzen offen stehen und ihre Kompetenzen als Vermittlerinnen von Wissen und Kultur gezielt ausbauen. Diese Rolle sollte auch politisch stärker gewichtet und von den Medien positiv vermittelt werden.

² Einige der hier, wenn auch in verkürzter und abgewandelter Form, eingebrachten Textauszüge sind einem von der Initiativgruppe „Forschungslandschaft und Kooperationskultur in Südtirol“ vorgelegten Positionspapier entnommen („Wissensgesellschaft Südtirol: Ein Wegweiser mit Empfehlungen“, vgl. Bua/Oberprantacher/Pasqualoni 2009, 168-182).

Darüber hinaus bedarf das Land Südtirol eines interessanten und international attraktiven Bildungs- und Studienangebotes, das insbesondere im Bereich der Lehrgänge im Tertiären Bildungssektor stark erweitert werden sollte.

Im Sinne des Lebenslangen Lernens sollten Hochschulabsolventinnen und -absolventen die Möglichkeit geboten werden, ihre Qualifikationen weiter zu vertiefen. Ein entsprechend attraktives, zielgruppenorientiertes Angebot wäre außerdem dazu geeignet, den Bedarf von wirtschaftlicher und kultureller Seite zu decken und qualifizierte Personen(gruppen) aus anderen Provinzen und Ländern anzuziehen.

Auch der Innovationsgrad Südtiroler Unternehmen ist – gemessen an den Möglichkeiten, die dem Land potentiell zur Verfügung stünden – noch vergleichsweise gering. Nicht zuletzt aufgrund der positiven Wirtschaftslage und des beachtlichen Haushaltes des Landes besteht in Südtirol von Seiten der Unternehmen noch relativ wenig Interesse, sich an größeren Kooperationsprojekten zu beteiligen und/oder im Rahmen dieser Projekte (inter)nationale Fördermittel zu beantragen.

Vor dem Hintergrund der durch die Lissabon-Strategie definierten Ziele sowie eines allgemeinen Trends zu akademischer Bildung sollte den Bereichen Bil-

dung, Forschung und Innovation in Zukunft noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Neben öffentlichen und privaten Bildungs- und Forschungseinrichtungen sind diesbezüglich auch klein- und mittelständische Unternehmen sowie Interessenvertretungen, aber auch die öffentliche Verwaltung, kulturelle Vereinigungen und andere, private Initiativen gefordert, hoch qualifizierten und talentierten Menschen verstärkt die Möglichkeit zu bieten, sich beruflich und persönlich zu entfalten. Gemeinsam ist auf ein offenes Klima hinzuwirken, das solche Personen anziehen vermag und ihnen Südtirol als attraktiven Lebensraum mit einem herausfordernden Arbeitsumfeld vermittelt.

Nur wenn sich alle Bereiche der Südtiroler Gesellschaft zur Wissensgesellschaft bekennen und einen konkreten Beitrag dazu leisten, wird es gelingen, die lokale Wirtschafts-, Bildungs- und Forschungslandschaft nachhaltig zu qualifizieren und die Attraktivität des Landes entsprechend zu erhöhen.

Dabei stellen die breit gefächerte Mehrsprachigkeit sowie die Brückenstellung zwischen dem deutsch- und dem italienischsprachigen Raum ein für Südtirol wichtiges Alleinstellungsmerkmal dar, das – zum Vorteil des Landes – stärker genutzt werden könnte. Inwiefern Südtirol den Weg der Wissensgesellschaft bereits angetreten hat und vor den nächsten Schritten nicht zurückschreckt, wird sich nicht zuletzt daran ablesen lassen, in welcher Weise künftig den skizzierten Erfordernissen Rechnung getragen wird.

Literatur:

Bua, Vincenzo. Oberprantacher, Andreas. Pasqualoni, Pier-Paolo (2009): Zukunftsperspektiven für AkademikerInnen in Südtirol: Aktionsforschungsmodul. Forschungsbericht an die Abteilung für Bildungsförderung, Universität und Forschung der Autonomen Provinz Bozen. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript.

Kant, Immanuel (1959): Der Streit der Fakultäten. Hamburg: Verlag von Felix Meiner.

Pasqualoni, Pier-Paolo (2005): „Österreichische Universitäten im Spiegel der Geschichte. Fallstricke einer Reform der Reform“. In: Österreichische HochschülerInnenschaft/Paulo Freire Zentrum (Hrsg.), Ökonomisierung der Bildung. Tendenzen, Strategien, Alternativen. Wien: Mandelbaum, 103-128.



Vincenzo Bua,

1994-2001 Diplomstudium der Erziehungswissenschaften und Gewählte Fächer der Studienrichtungen Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte; 2001-2005 Doktoratsstudium im Fach Pädagogische Anthropologie an der Universität in Innsbruck; Seit Jänner 2006 wissenschaftlicher Projektmitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaften



Andreas Oberprantacher,

Bis 1999 Studium der Philosophie, Geschichte, Europäischen Ethnologie und Komparatistik an der Universität Innsbruck und an der University of Nottingham (U.K.); 2000-2002 Drittmittelassistent am Institut für Philosophie; 2002-2004 MA-Studium Peace, Development, Security and International Conflict Transformation an der Universität Innsbruck und an der Universität Castellón (Spanien); Seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie Innsbruck;



Pier-Paolo Pasqualoni,

1991-1998 Studium der Psychologie und Zweitstudium der Philosophie, Soziologie, Theorie der Erziehung und Bildung sowie Linguistik (bis 2002) an der Universität Innsbruck; 2001-2002 Lehrgang für personenzentrierte Arbeit in Bildung, Beratung und Psychotherapie; 2002-2007 Doktoratsstudium der Philosophie; 1999-2009 Wissenschaftlicher Projektmitarbeiter an der Universität Innsbruck; Seit 2009 Universitätsassistent am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck

...vor soundsovielen Jahren
Aus dem Archiv der SH-Innsbruck

Studienjahr
1957/58
Wintersemester 57/58

Die Gründung einer Hochschulvereinigung in Südtirol mag zwar bereits anno '55 erfolgt sein, das Album der „Hochschulgruppe Innsbruck“ beginnt seine Zeitrechnung jedenfalls erst mit dem Studienjahr 1957/58.

Mit Gigger am Transparent und Finger am Gurt sieht man etwa einige ‚Südtiroler Hochschüler‘ bei der Kundgebung auf der Burgruine Sigmundskron im November 1957



Südtiroler Hochschüler
bei der Kundgebung in



Sigmundskron

9.7.57 Wahl des Verbindungsmannes und Ernennung der Mitarbeiter
Verbindungsmann: Günter Regensberg
Vizeverbindungsmann: Hager Osswald
Kassier: Erlacher
Kulturreferent: Silbernagl
Für Musik und Gesang: Rühbächer u. Dejori
Sport: Straudi
Protokoll- und Schriftführer:
Weitere Mitarbeiter: Wörndle, Zanol
12.7.57 Semesterluß/Abschiedsbier im Garten des „Breinößl“
19.10.57 Akurantentreffen im „Kaiserhof“
22.10.57 Erste Vollversammlung der SHJ.
Gäste: Franz v. Walter, Präsident d. SHJ.
P. Hugo Montjoye, Seelsorger d. SHJ.

Gleich auf der ersten Seite der Chronik werden Pro- und Organigramm der damaligen Hochschulgruppe mit anständiger Feder protokolliert. Der ernannte Kalligraph (Protokoll- und Schriftführer) selbst will dabei allerdings ungenannt bleiben – was spätere Jahrgänge mit gnadenlos zwischen die Zeilen gepatzten ‚Hangelen‘ und ‚Strichlen‘ ahnden



SH-Mitgliedskartl



Während sich der gegenwärtige Ausschuss der sh Innsbruck beispielsweise grad mal einen ‚Budenwart‘ leistet, hatten die Verbindungsobere von 1969 gleich drei solcher ‚Budenmutter‘ (Luise, Margit, Erika) zur Hand! Gewiss: alles in allem setzte sich die ‚Verbindung‘ schon aus vorwiegend männlichen ‚Referenten‘ zusammen; weil man(n) allerdings um ‚Ausgleich‘ bemüht war, gab es wenigstens eine ‚Schriftführerin‘ – namens Hansi



In den Sechzigern war es – glaubt man den Bildunterschriften – noch durchaus üblich, zu jedem (un)möglichen Anlass um die Wette zu tanzen.



SH-Wattturnier 1980



BILDUNGSKATASTROPHE?

Mitschnitt aus dem ORF 2-Programm „kreuz und quer“ vom 22. September 2009 zusammengestellt von Martin Fink und Diego Poggio



Die Dokumentation „Bildungskatastrophe“ betrachtet kritisch den Bologna-Prozess:

Weltweit schlagen Wissenschaftler Alarm: Die Universität sei in Gefahr. Neue, stromlinienförmige Studiengänge, zweifelhafte Universitätsrankings, Punktesysteme, die eine vermeintliche Gleichheit der Ausbildung herstellen sollen, sowie eine missverstandene Autonomie, die auf eine finanzielle Aushungerung der Unis hinauslaufe, bedrohen den wissenschaftlichen Diskurs. Die Universitäten, heißt es, produzierten halbgebildete Absolventen mit mangelhaften Voraussetzungen für künftige Karrieren, der akademische Betrieb würde zum reinen Schulbetrieb. Auch in Österreich wurde in den vergangenen Jahren eine Vielzahl von Studiengängen im Zuge des sogenannten „Bologna-Prozesses“ grundlegend verändert. Jetzt aber laufen auch in Österreich Wissenschaftler wie Starphilosoph Konrad Paul Liessmann Sturm gegen die Universitätsreform. Keines der Ziele sei erreicht worden.

Regisseur Peter Beringer fragt nach:

Im Gespräch mit Konrad Paul Liessmann, Physiker Anton Zeilinger, dem Theologen Wolfgang Weirer, dem „Designer“ des Bologna-Prozesses, Guy Haug, mit Wissenschaftsminister Johannes Hahn und Studenten und Professoren an Unis und Fachhochschulen erweist sich, ob Europa im Namen einer fragwürdigen Angleichung an „internationale Standards“ einen Kernbereich seiner Tradition aufs Spiel setzt - oder auch nicht.

Macht studieren dümmer?

Diskussionsrunde über den Sinn von „Bologna“

„Wenn die Ausbildung aus ist, ist es aus mit der Bildung.“ - Dieser Kalauer scheint sich nach Ansicht vieler Kritiker/innen der jüngsten Reform an den Universitäten zu bestätigen. Um möglichst schnell am Arbeitsmarkt vermittelbar zu sein, soll möglichst effektiv das gelernt werden, was am Arbeitsmarkt gebraucht wird, so die Kritik.

Verdrängt Ausbildung also Bildung? Hat Bildung ihren Stellenwert verloren? Oder handelt es sich dabei lediglich um nutzloses Wissen, das einzig noch die Gewinnchancen beim Quiz erhöht und ohnehin nur etwas für diejenigen ist, die es sich leisten können?

Mit Michael Hofer diskutieren: der Bildungs- und Wirtschaftsexperte *Johann Günther*, die Philosophin *Ursula Pia Jauch*, die Vorsitzende der Österreichischen HochschülerInnenschaft *Sigrid Maurer* und der Sozialphilosoph und Publizist *Oskar Negt*.

Jauch: Es gibt die Klage, dass Bildung zur Ausbildung wird und das Niveau nicht gehalten wird. Es ist nicht mehr das Bildungsministerium, sondern die Betriebswirtschaften machen die Bildungspolitik und das ist total problematisch.

Günther: Der Intelligenzquotient nimmt zu, das ist ein Faktum. Wenn man den Menschen „vermisst“, dann ist der Intelligenzquotient der nächsten Generation höher als der vorigen Generation. (...) Unsere Gesellschaft hat sich verändert, d.h. dass der Mensch mobiler ist, dass der Mensch globaler geworden ist, er ist internationaler, somit muss auch das Bildungssystem darauf Rücksicht nehmen. (...) Es müssen andere Wege gefunden werden, um sich den Studenten widmen zu können, und da gehören Technologien dazu. E-learning, zum Beispiel, und Zeit für individuelle Betreuung.

Negt: Das Problem ist, dass zum ersten Mal in der Geschichte betriebswirtschaftliche Kategorien, die für den Einzelbetrieb Gültigkeit haben, dass betriebswirtschaftliches Denken, zu einer Leitnorm geworden ist. Wenn dieses Denken zu einer Leitnorm wird, dann dringt dieses Denken in alle Poren des kulturellen Zusammenhangs ein – es gibt eine betriebswirtschaftliche Kontamination. Die Lehrer fangen an zu rationalisieren. Das stört nicht nur Bildung, sondern die ganze kulturelle Dimension, weil die Zeitstrukturen von kulturellen Tätigkeiten sind andere als die in einer Autofabrik. (...) Man sollte sich darüber Gedanken machen, welche Bildung angemessen wäre, – einen auf Kreativität, Flexibilität und einer gewissen Autonomie gehenden Menschen in Erziehungsprozessen einzubinden. Mit Bologna wurde kein kreatives Denken eingeführt, sondern ein fragmentiertes Aneignen von Informationen, wie im Grunde, was man wissen muss, um Millionär zu werden.

Maurer: Der Bologna Prozess hat sich zu einer Ökonomisierung der Bildung entwickelt. Aber bei Bologna geht es um viel mehr: Mobilität und eine soziale Dimension, die von den Staaten immer gelehnet wird.

Die aktuelle Auslegung von Bologna hat mit der eigentlichen Idee nichts zu tun.

Jauch: Bologna ist eine Idee und die Idee hat zu dem geführt, dass sie diejenigen, die diese Idee hatten – die wollten ja eine positive Reform - völlig aus den Händen gelaufen ist.

Negt: Man kann nicht sagen, dass das betriebswirtschaftliche Denken in dieser engen Dimension ein produktiver Beitrag in diesem Zusammenhang ist.

Günther: Vorher hat den Betrieb Universität jemand aus dem Ministerium geführt und jetzt führt ihn jemand aus der Universität.

Negt: Die Zeitorganisation des Bachelorstudiums hat eine Dichte, eine Verflochtenheit, dass im Grunde die politischen Ideen oder das, was mit Mitbestimmung betrachtet wird, an der Universität immer stärker als Effizienz betrachtet wird. Die Studenten können es sich nicht mehr leisten ein Originalwerk zu lesen wenn sie auf dem Laufenden bleiben wollen und das bedeutet der öffentliche Zeitverzehr, der mit solch einem Projekt besetzt ist, berührt auch die demokratischen Strukturen der Universität.

Maurer: Lissabon schreibt andere Sachen vor als Bologna, das sind zwei verschiedene Prozesse. Bologna definiert keine inhaltlichen Konzepte. Es fördert lediglich die Mobilität. Bologna ist auch nicht gleich das, was an den Universitäten passiert.

Jauch: Ist das Effizienzdenken ein vernünftiger Weg, um den offenen Begriff Bildung zu fassen? (...) Es gibt zentrale Neuwerte z.B. Employability, dieser Terminus zeigt worum es geht: d.h. Beschäftigungs-

fähigkeit für die Wirtschaft. (...) Der Mensch ist ein offenes Wesen, er weiß ja manchmal gar nicht genau was er werden will, und wenn dieser Prozess per definitionem aus bildungsministerieller Perspektive abgebrochen wird und man sagt, das Ziel ist Nützlichkeit in der Wirtschaft, dann ist das ein absoluter Werteverlust der Gesellschaft, weil für alle der Verlust der Bildung und der Orientierungsphase dramatisch ist.

Günther: Das Humboldt'sche Ideal ist gar nicht obsolet, es gibt eine 1. Phase die mit einem Bachelor abgeschlossen wird, wo wir es mit viel mehr Studierenden zu tun haben als in allen Zeiten bisher, wo man eine andere Art des Unterrichtens braucht, wo es auch notwendig ist, hier wirklich jene herauszuholen, die man vielleicht später zu einer Elite führen kann. (...) Nicht alle in der 1. Phase wollen in der Humboldt-Phase studieren, sondern eine Praxisorientierte Ausbildung machen, wo sie eine Chance auf dem Arbeitsmarkt haben. Ist es nicht eine hohe soziale Verantwortung den Leuten die Chance für einen Job zu geben?

Negt: Die Idee von Humboldt ist Handlung durch wissenschaftliche Qualifikation zu gewinnen. Die Universität schafft die Möglichkeit, dass die Menschen Urteilskraft gewinnen, dass sie Autonomie gewinnen, dass sie autonom sind, das heißt sich auch gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen autonom verhalten und dieser Bildungsbegriff ist praxisbezogen. Das ist sicherlich auch ein Klassenbegriff gewesen. Aber die Frage, Humboldt zu übersetzen in unsere Zeit, würde darin bestehen, gewissermaßen zu fragen, welches Menschenbild erforderlich ist für eine hochkomplexe, globalisierte Gesellschaft. Das stumpfe additive Lernen in der Praxis ist kontraproduktiv auch gegenüber den Anforderungen der Wirtschaft. (...) Die Unternehmer sind vorsichtig mit Anstellen von Bachelor-Leuten, weil die Halbbildung die modernen Produktionsprozesse in der Kreativenebene nicht angemessen sind.

Günther: In der Pädagogik ist die Umstellung auf die neue Art des Unterrichtens wesentlich.

Jauch: Bologna ist Hegelsch formuliert die größte Idee aller Zeiten, aber die Realität kennen wir nicht. Aber die Möglichkeit, dass diese Bachelors sich gegenseitig auf die Füße treten und arbeitslos bleiben ist sehr groß. (...) Der Bachelor-Abschluss ist der Abschluss der ehemaligen Studien-Abbrecher (zitiert nach K. P. Liessmann)

Maurer: Bildung ist Wissensvermittlung gepaart mit den Methoden, mit diesem Wissen umzugehen. (...) Der Bildungsbegriff ist Teil dieser Misere. (...) Die Studentenvertretungen kritisieren das Bologna Modell sehr stark. Nur, alles was irgendwie schief läuft ist Bologna. Bologna ist quasi der Sündenbock. Viele Dinge die schief laufen an den Universitäten - was mit massiver Unterfinanzierung zu tun hat, mit einem Betreuungsverhältnis das katastrophal ist, das auch mit der Unmotiviertheit der Lehre zu tun hat, mit schlechten Professoren -, das wird unter den Tisch gekehrt und gesagt, das ist Bologna und fertig. Das ist eine einfache Erklärung, aber es ist nicht die Wahrheit.

Günther: Gerade in unserer Gesellschaft ist Bildung noch viel wichtiger, um im internationalen Markt mitspielen zu können. (...) Die Naturwissenschaften heute sind viel finanzintensiver, weil sie viel mehr Ressourcen brauchen als die Geisteswissenschaften, aber die Gesellschaft braucht beides. Auch wenn man unternehmerisch denkt, hat man auch in einem Unternehmen Produkte die man behält, obwohl man sie rein rechnerisch abstoßen müsste, weil man langfristiger, mittelfristiger denken muss und sagt, man hat ein Portfolio zu erfüllen. (...) Es liegt am Zeitgeist heute, dass wir sehr techniklastig und technikorientiert sind, aber das ist ein Zeitgeist der wieder vergehen wird. Das Technikinteresse nimmt unter den Studierenden ab, die Gesellschaft reguliert das dann schon, aber die Verantwortung haben wir für beide.

Jauch: Bildung ist wesentlich ein Prozess der Arbeit am Selbst im Diskurs mit anderen. Der Wahrheitsbegriff kennt keine Kostenwahrheit.



Demo gegen die Bologna-Reform, Wien, Herbst 2009.



Umzug in die neuen und größeren Räumlichkeiten unmittelbar bevorstand.

Eines Tages dann, schien sich der Traum vom neuen Zuhause zu verwirklichen: das Büro vernahm die plötzliche Nachricht von der Schließung einer Jugendinformationsstruktur im Herzen von Bozen und in der Nähe der Universität. Die Räumlichkeiten erwiesen sich nach einem Lokalaugenschein als groß und bestens für die Arbeitsbereiche geeignet. Nun hieß es, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und in der Tat konnten wir bereits im August - also knapp 2 Monate nach dem Eintreffen der Nachricht - in die neuen Büroeinheiten einziehen. Die Umsiedelung war freilich ein riesiges Unternehmen. Zunächst musste das gesamte Archivmaterial entsprechend verpackt und umzugsbereit gemacht werden. Etliche Verpackungskartone wur-

den dafür über Tage hinweg gesammelt und für den Transport zurecht gelegt.

Erst jetzt wurde uns klar, wie viel Material - wertvolles und weniger wertvolles - sich im Laufe der Jahre zusammengetragen hatte.

Abgesehen von den vielen Ordnern zur Studentitelerkennung und zur Verwaltung der Außenstellen, den vielen Büchern und gehorteten Artikeln, kamen antiquierte Schreibmaschinen und Drucker zum Vorschein, unbrauchbare Elektrogeräte, Tischlampen, Stühle, jede Menge alter Skolastausgaben, und unzählig lose Papiere.

Eine kräftige sh-Truppe wurde eigens für die zwei Lastwagenfahrten organisiert. Nicht vergessen wurden die über die Jahre mit Liebe gepflegten Pflanzen und Kakteen.

Am Tage der Eröffnung waren alle sichtlich erregt. Mit Spannung erwartete man die geladenen Gäste und freute sich alte Gesichter wie-

der zu sehen. Landesrat Otto Saurer knüpfte in seinem Eröffnungsgespräch an alte Erinnerungen an und lobte die sh als intellektuelle und kulturelle Impulsgeberin und Anlaufstelle für die Südtiroler Studierenden.

Am Tage darauf begann bereits der reguläre Bürodienst und die MitarbeiterInnen freuten sich auf die neue Umstellung, genossen die großflächigen Räumlichkeiten und warteten mit Freude auf die Studierenden.



Diego Poggio,

kam nach Abschluss seines Philosophie-Studiums an der Universität Bologna zur Südtiroler HochschülerInnenschaft, wo er gleich mit der Verwirklichung einer sh-Außenstelle in Bologna beauftragt wurde. Als Mitarbeiter des Bozner Büros arbeitete er zunächst noch einige Jahre im Waltherhaus bevor er sich aktiv am Umzug in die Kapuzinergasse beteiligte, von wo aus er nun weiterhin für die Belange der Studierenden zuständig ist.



Martin Fink,

stieg die sh-Karriereleiter stetig empor: Diogenes-Redakteur in Innsbruck, Maskottchen des Bozner Büros, freiberuflicher Demolierer und Archiventrümpfer, Vaterschaftersatz, seriöser Mitarbeiter, heute sehr seriöser Mitarbeiter.

50 Jahre Südtiroler Herdentiere Graz

Die Südtiroler HochschülerInnenschaft Graz, kurz **SH** genannt, feiert heuer (2009) ihr 50-jähriges Bestehen. Doch nicht von Anfang an war die SH auch mit der **S**onne am **H**immel vergleichbar: es mussten erst Mitglieder angeworben und ein passendes Lokal gefunden werden. Die Organisation hat sich im Laufe der Jahrzehnte stets verbessert und bietet nun eine Reihe verschiedener Events und sportlich-kultureller Tätigkeiten an, die von den über 100 Mitgliedern auch gern genutzt werden. So steht das Kürzel SH zum heutigen Zeitpunkt nicht rein funktional für Südtiroler HochschülerInnenschaft, sondern impliziert eine Vielzahl anderer symbolischer Bedeutungen, die im Folgenden auf- und ausgeführt sind.

Die SH Graz bemüht sich, ihren hauptsächlich studentischen Mitgliedern ein ausgewogenes Kultur-Sport-Freizeitprogramm zu gewähren. Sie organisiert Fußball- und Wattturniere, Mai- und Kulturausflüge, Konzerte, Lesungen oder Sprachkurse. Jeden Dienstag treffen sich außerdem die sogenannten „**S**ofa**H**ucker“ zum Film- oder Spieleabend. Auf dem momentan roten Sofa wird dann diskutiert, gelacht und gescherzt sowie das ein oder andere Bierchen gekippt. Dies führt dazu, dass am nächsten Morgen ab und zu ein **S**au**H**aufen vorzufinden ist, doch schnell wird die Bude in der Prokopigasse 1 wieder gemütlich hergerichtet und lädt zu neuen Gelagen ein. Sie gilt als die Soziale Hochburg des Vereins, wo Natur- und Geisteswissenschaften aufeinander treffen, wo sich neue MitbewohnerInnen finden lassen und Freundschaften entstehen.

In zahlreichen Gesprächen schaffen es die **S**uper**H**irne des Vereins, auch Ausschussmitglieder genannt, immer wieder attraktive Ausflugsziele und Unterhaltungsabende zu planen. Durch eine stets aktualisierte Homepage werden die übrigen Mitglieder der Herde über die bevorstehenden Termine und Treffen informiert. Auch für **S**pezielle **H**obbies wie Pokern findet die SH Platz, vor allem bei den männlichen Mitgliedern finden diese reißenden Absatz. Um nicht das Obdach ihrer Mitglieder zu gefährden, werden hier die Einsätze klein gehalten, **S**paß **H**aben und die **S**timmung **H**alten zählen mehr, als der finanzielle Gewinn.

Das **S**ahne**H**äubchen des Vereins bildet seit Frühjahr 2007 die Frauenfußballmannschaft, die dank ihrer tollen Trainer viel Engagement zeigt, um die gegnerischen Mannschaften im Zaum zu halten. Es bleibt nur zu hoffen, dass sie auch in Zukunft gut und besser weitergeführt wird und sich an großer Beliebtheit erfreut. Dass die SH Graz vor allem in den letzten Jahren einen großen Aufschwung erzielt hat, ist nicht nur dem aktiven Ausschussteam zu verdanken, sondern auch der Stadt selber. Mit ihren attraktiven Freizeitangeboten und ihrem studentischen Flair zählt Graz zu den beliebtesten StudentInnenstädten Österreichs und hält so auch die (Ur-)Einwohner der Stadt studentisch jung. Am Schluss bleibt nur zu hoffen, dass die Südtiroler StudentInnen in Graz engagierte **S**tamm**H**alter finden, die der Herde alle Ehre bereiten und das Studieren in Graz zu dem machen, was es ist: **S**agen**H**aft!



Elisabeth Hofer,
1985 in Bozen geboren;
Studium Musikwissenschaft und Bakkalaureat Romanistik (Italienisch) in Graz;
jetzt wohnhaft in Thun (Schweiz); Rezeptionistin,
Stage-Managerin bei den Thuner Seespielen.

Abb. SH Bude 1959;
Sommerfest 2009 Frauenfußballmannschaft

Freie Uni Bozen, Südtirols Garantie für „echt hausgemachte Doktorchen“?

Echt hausgemachte Doktorchen, diesen Titel trug die Karikatur von Hanspeter Demetz auf dem Titelbild des Uni-Dossiers der sh.asus vom November 1995. Bereits 1993 hatte die sh.asus ein erstes Uni-Dossier publiziert und sich auch in den Jahren und Jahrzehnten davor immer wieder mit dem Thema Uni in Südtirol auseinandergesetzt. Im Unterschied zur politischen Führung des Landes, sprich SVP, sprach sich die sh.asus (und vor ihr die SH) von Anfang an für die Einrichtung einer Uni in Südtirol aus und baute darauf, dass dies der gesellschaftlichen, kulturellen und nicht zuletzt politischen Entwicklung des Landes gut tun würde. Die konservativen politischen Kräfte hingegen fürchteten im Fall einer eigenen Südtiroler Uni die „Verwalschung“ durch eine mögliche staatliche Uni und den Verlust der Bindung an die Landesuni Innsbruck.

Die sh.asus hatte sehr klare Vorstellungen von „ihrer“ Uni in Südtirol: Die Ideen, die im Uni-Dossier von 1995 zusammengefasst wurden, sind auch heute noch gültig und richtungsweisend. Aus der Sicht der sh.asus sollte die zukünftige Südtiroler Universität mehrsprachig sein, weder staatlich noch privat sondern international verankert, und die angebotenen Studiengänge sollten der speziellen Südtiroler Situation Rechnung tragen und die Vorzüge unseres

Landes auch und besonders für Studierende und Lehrende aus dem Ausland nutzbar machen. So wurden z.B. Studiengänge für vergleichende Kulturwissenschaften, für europäisches Recht sowie für Ökologie- und Agrarwissenschaften angedacht. Im Uni-Dossier 1995 unterstrich die sh.asus zum wiederholten Mal die Wichtigkeit eines einzigen Uni-Standortes. Wenn die Fakultäten einer ohnehin schon kleinen Uni noch auf einzelne Standorte wie Bozen, Brixen und Bruneck verteilt würden, sei die Bedeutungslosigkeit der Uni vorprogrammiert.

Paradoxerweise legte die Südtiroler Landesregierung zwischen 1995 und 1997 plötzlich ein enormes Tempo in Sachen Uni vor. Der Grund dafür war nicht etwa ein Sinneswandel oder ein Liberalisierungsschub, sondern die neue staatliche Gesetzeslage: für alle Lehrer/innen, von der Grund- bis zur Oberschule, später auch für die Kindergärtner/innen, wurde plötzlich eine universitäre Ausbildung verpflichtend. Die SVP stand also vor der Wahl: entweder die Ausbildung für Lehrer/innen zumindest übergangsweise einer benachbarten italienischen Uni anvertrauen und womöglich einsprachig auf Italienisch abwickeln (unvorstellbar!) oder die Ausbildung in Österreich durchführen, mit langen Verhandlungen und Unsicherheiten im Bereich der Studientitelerkennung. Oder aber den dritten Weg wählen und selbst eine Uni für die Ausbildung der Lehrer/innen in Südtirol gründen. Die Wahrheit ist also, dass Südtirol nicht etwa deshalb eine Uni bekommen hat, weil die politischen Verantwortlichen dies als gesellschaftlich notwendig, vorteilhaft oder bereichernd erkannt hätten, sondern einzig und allein aus einer praktischen Notlage heraus. Ich will diese Haltung nicht allen Politikerinnen und Politikern der damaligen Zeit unterstellen und erinnere mich gerne an löbliche Ausnahmen, aber für den Großteil ist sie leider zutreffend.

Am 31. Oktober 1997 war es dann soweit: Mit großem Pomp und Getöse erfolgte die Gründung der Uni Bozen, bestehend zunächst aus den Fakultäten für Wirtschaftswissenschaften in Bozen und Bildungswissenschaften in Brixen. Erst in den folgen-

den Jahren kamen weitere Studiengänge wie Informatik und Agrartechnik hinzu und die ehemalige Fachhochschule für Design wurde in die Uni Bozen eingegliedert. Ich kann mich noch gut an die lebhafteste Auseinandersetzung erinnern, die ich als damalige Vorsitzende der sh.asus mit unserem „Urgestein“ Klaus Pancheri austragen musste, nachdem ich offiziell an der Gründungsfeier der Uni Bozen teilgenommen hatte. Klaus Pancheri war gemeinsam mit Anita Rossi die Triebfeder des Uni-Dossiers 1995 gewesen und vertrat die Überzeugung, ich wäre der Feier besser demonstrativ ferngeblieben. Stattdessen hätte ich nochmals die alternativen Uni-Vorschläge der sh.asus in der Öffentlichkeit kundtun sollen.



Nicht nur Klaus Pancheri, auch andere Kolleginnen und Kollegen in der sh.asus prophezeiten damals, die Uni Bozen werde sich ganz bestimmt nicht so entwickeln, wie wir uns das wünschten. Sie werde einzig und allein dazu dienen, möglichst rasch und effizient Lehrer/innen, Wirtschaftswissenschaftler/innen und andere Arbeitskräfte für den Südtiroler Arbeitsmarkt auszubilden. Außerdem werde die Anerkennung von österreichischen Studientiteln in Zukunft schnell und unbürokratisch über die Uni Bozen möglich sein.

Die Uni werde aber ganz bestimmt nicht als Katalysator für die gesellschaftliche Entwicklung in Südtirol dienen oder gar Studierende und Lehrende aus ganz Europa anziehen. Ich hingegen meinte, man müsse erst einmal ein paar Jahre abwarten, war optimistisch und glaubte an das kreative, irgendwann nicht mehr politisch steuerbare Potential einer jeden Uni.

Heute, gut zehn Jahre nach der Gründung der Uni Bozen, muss ich den Skeptikern leider Recht geben. Mag sein, dass die Uni Bozen ihren Absolventinnen und Absolventen eine solide Ausbildung mit auf den Weg gibt. Dass sie auch wesentlich zur allgemeinen Persönlichkeitsbildung beiträgt, wage ich zu bezweifeln, und auch in der gesellschaftlichen und politischen Landschaft Südtirols hat die Uni in den letzten Jahren keine nennenswerte Rolle gespielt. Der im Leitbild der Uni vermerkte hehre Anspruch, man bemühe sich auch um [...] „die Vermittlung von sozialer Kompetenz und politisch-gesellschaftlicher Verantwortung“ scheint lediglich auf dem Papier zu bestehen. Wie sonst ist es etwa zu erklären, dass sich die Lehrenden und Studierenden an der Uni Bozen im Jahr 2009 in keiner Weise zu den geplanten tiefgreifenden Reformen des Schul- und Universitätssystems in Italien zu äußern und diese Aufgabe voll und ganz den Südtiroler Oberschulen überlassen haben? Ganz ausdrücklich von dieser Schelte ausnehmen

möchte ich den Seniorstudenten und Studentenvertreter Alfred Mitterer aus Terlan, der seit der Gründung der Uni über den Tellerrand hinausgeblickt hat und sich stets in den verschiedensten Bereichen von Politik und Gesellschaft engagiert hat. Aber der hat sich sein Engagement und seine Neugierde wohl schon vor seiner Zeit auf der Uni Bozen erworben!

Während ich diese Zeilen schreibe, wird gerade der Universitätsrat, das oberste Verwaltungsgremium der Uni Bozen, neu bestellt. Als Präsident steht Ingenieur Konrad Bergmeister schon so gut wie fest und mit ihm sollen weitere Koryphäen aus der Wirtschaft in den Rat entsandt werden und der Uni Bozen neuen Schwung geben. An der wirtschaftlichen Kompetenz und den universitären Erfahrungen dieser „neuen Besen“ zweifle ich nicht. Ob aber gerade sie – mit ihren zum Großteil dicht gedrängten Terminkalendern und Wohnsitzen im Ausland – die dringend nötige Entwicklung eines echten universitären Umfeldes und Universitätslebens gewährleisten können, mit allen daraus resultierenden und manchmal auch unbequemen Folgen für Politik und Gesellschaft, das kann ich mir nur schwer vorstellen. So werden wir uns wohl auch weiterhin eine universitäre Struktur in Südtirol leisten, um damit „echt hausgemachte Doktorchen“ zu produzieren.



Irene Senfter,

geboren 1971, aufgewachsen in Meran;
Botanikstudium an der Universität Wien;
1996-1998 Vorsitzende der sh.asus;
seit 2005 Gemeinderätin der Dorfliste-Lista d'azione Lana
seit 2010 „rechte Hand des Chefs“ im Hotel Schwarzhorn
im Schigebiet Jochgrimm



Ein Studium ist ein Abenteuer,
das bildet einen ungeheuer.
Im Schulbetrieb sind Maturanten
Die Größten, Besten und am Ziel.
An d'r Uni dann als Inskribanten
zähl'n sie als Frischlinge nicht viel.

Ganz neue Sorgen tun sie quälen:
es heißt, das rechte Fach zu wählen.
Bei überflutenden Talenten
ist's gar nicht leicht, sich zu entscheiden:
bei Wirtschaft, Jus und Geiwi enden
so manche, bei Physik die ganz Gescheiten.

Dann heißt es eine Wohnstatt finden!
Studentenheim? WG begründen?
Du bist zusammen mit Kollegen,
die alle irgendwas studieren,
und ahnst nicht, ob sie putzen mögen,
kochen können und den Müll sortieren.

Einige scheinen wie geschaffen,
wie Schwämme Wissen aufzusaugen,
Uhrwerken gleich lernen die Braven,
Ob sie für irgendetwas taugen,
der Zweifel lähmt Verzagte. Täglich
ihr Pensum schaffen die Konstanten,
doch manche plagen sich unsäglich
mit Formeln und Definitionen.

Die Klugen haben längst verstanden,
was Unbedarften rätselhaft erscheint.
Die Faulen, die sind oft nur träge,
doch bringen 's unter Druck zuwege,
wenn sie sich nicht grad zu viel schonen.
Die Skripten und die Prüfungsfragen
haben die Schlaunen längst erhalten.
Verwegne tun improvisieren,
versteh'n 's die Nerven zu behalten
im Angesicht der Professoren.
Das Angelernte aufzusagen,
Auswendiglernen fällt 's nicht schwer.
Für den Erfolg sind manche auserkoren:
die Glücklichen, die wissen nicht, woher
sie 's nehmen, hingegen Plagiatoren,
wo 's aus dem Internet kopieren.

Der Studienplan setzt Zwischenziele,
die sind ein Stolperstein für viele.
Der Lehrstoff ist sehr dicht und schwierig,
was Stetigkeit verlangt und Eifer.
Mehr lebensfroh als lernbegierig
lässt der Student die Zügel schleifen.

Passiert's, dass einer „nicht genügend“ kriegt
und, weil zu leicht befunden, fliegt,
so ist er plötzlich hart gelandet auf
dem Boden der Realität: er ärgert sich
und hadert mit sich selbst und mit dem Lauf
der Dinge, verliert das Leuchten im Gesicht.
Erfolg: es gibt nichts, was gesünder wäre.
Wer strauchelt, den erfasst des Zweifels Schwere.
Bestanden, wenn das der Professor sagt,
gleich welche Note es auch sei,
erkenne: Klug ist, wer sich nicht nur plagt,
drum lass der Freude ihren Lauf: play.

Die Stadt mischt Menschen, Wünsche, flücht'ge Worte,
gibt ihnen Raum und Zeit, Begegnungsorte.
Die, die du anziehst, die die dir gewogen
sind, sind nicht unbedingt dieselben. Suchst du
dir Freunde, sei spontan und unverbogen
und von beider Sorte fliegen sie dir zu.

Das Wissen hat System und das wird unterrichtet,
die Liebe ist ein Auf und Ab, nicht linear geschichtet.
Der kleine Schritt vom Sehen zum Gefallen:
wenn sich zwei Augenpaar beim Namen nennen,
durchströmt die Brust der Liebe Wallen,
rinnt in den Adern seliges Erkennen.
Du staunst, vermisst die Himmelsweiten,
lebst Tag für Tag, teilst Kleinigkeiten.
So unterschiedlich die Gesichter,
so ähnlich zielen sie in ihren Träumen,
ob selbstbewusst oder ob schlichter,
nach Wahrem, Gutem, Lebensräumen.

Mensch, du musst was Verrücktes machen,
über den Unsinn allen Ernstes lachen.
Der Schalk, der etwas ausgeheckt,
ist anderen voraus um Ellen
nur der, der weiterdenkt, bezweckt
die Ordnung auf den Kopf zu stellen.

Du lernst die Regeln, wie sie bisher galten,
versuche dann, noch ein Relais zu schalten.
Von Nutzen ist es unbedingt,
wenn man Gesetzmäßigkeiten kennt,
doch was die Menschheit weiter bringt,
das ist die Freude am Experiment.

Hast du's geschafft, bist diplomiert,
ist die Verwandtschaft ganz gerührt.
Glaubst du, im ersten Überschwange, die
Gesellschaft hat auf dich gewartet,
erkennst du bald des Aufstiegs Müh':
Du bist nur wieder neu gestartet.

Studienzeit - ein Gedicht von Karl Gudauner



Karl Gudauner,
 Studium der Rechtswissenschaften: erstmalige Durchführung des
 "Studium irregulare" der Universität Innsbruck in Zusammenarbeit mit
 der Universität Padua (Abschluss 1982);
 Mitarbeit in der SH Innsbruck;
 Mitarbeit beim Italienischen Kulturinstitut Innsbruck (Filmprogramm)
 & bei der Kulturzeitschrift Distel (heute Kulturelemente);
 Gelegenheitsdolmetscher; "Miteinweiher" des Südtiroler Studentenheims.



Auszug aus dem "Lockbuch" der SH Bude Wien

von wegen Schwimmen.

ausgehört: ich erkläre das ^{von wegen Schwimmen.} Rechner für:

1) Die Sozialisten und das Südtirolproblem **ERÖFFNET**

2) Eine Option
 Hilfe Schüler
 82-4-6-6

L. Glen
 wühli 29.6.82

Und als ich diesen bekannten Kurs
 befristet, begann mein Herz zu
 treffen als der Freud, ^{Picco's} 20 Sept. 82

Für unsere Meinungen:

Die Fehler sind leider vorbei. Jetzt müssen
 wir wieder in die Schuhe gen. Das
 ist nicht fein. Viele Leute suchen auch
 etwas zum Wohnen und das ist noch
 unfeiner. Und dann, ja na, die
 ganzen no-future Gedanken und
 alles zusammen...

Und die neuen haben es halt schon
 auch hart. Mann muss halt lernen
 sich durchzuwurzeln.

Wien ist soooooooooooooooooooooooooooooo groß.
 Das Gähnen ist soooooooooooooooooooooooooooooo
 soo
 Und wir haben auch so lieb.
 So ist es halt einmal oder ?

dunkelschwarz + herzlichst (A) - Abteilung
 SH

JENER 20.11.'81
 ERSTSEMESTRIGENHEURIGER
 + Nostalgiker

Anwesenheitsliste (verbindlich)

Name	Adresse	Prozente	Ab	Ab
SABINA SIEGLINDE SONJA	Das war ein(e) <u>FEST(NAMEN)!!</u>			
23h: alle Festteilnehmer für veraltet erklärt!				
ca 24h: Polizisten stimmen die Bude festnahme von Kollegen + Kollegen unter Gewaltanwendung				
1h: 65 Festteilnehmer sind im Polizeigewahrsam sam Die Frage "Warum?" immer noch unbeantwortet!				
Die Nacht von Freitag auf Samstag verbringen 65 von uns in der Rösauer Kaserne !!				
Samstag, 15h: die letzte "Kämpfer" sind freigeschickt!				
17.30h: vor dem Rathaus Christbaum für "Unser" Opa spielt die Festrede. Auskleiden der Flugblätter über die Poli- reaktion "FROSCHE"				
19h: einige Kollegen schlagen sich am an- schließenden Buffet im Rathaus die Bäume voll (gut ist geshen!) →				

Aktion Frosch beendet!
 Kurtius Rufus

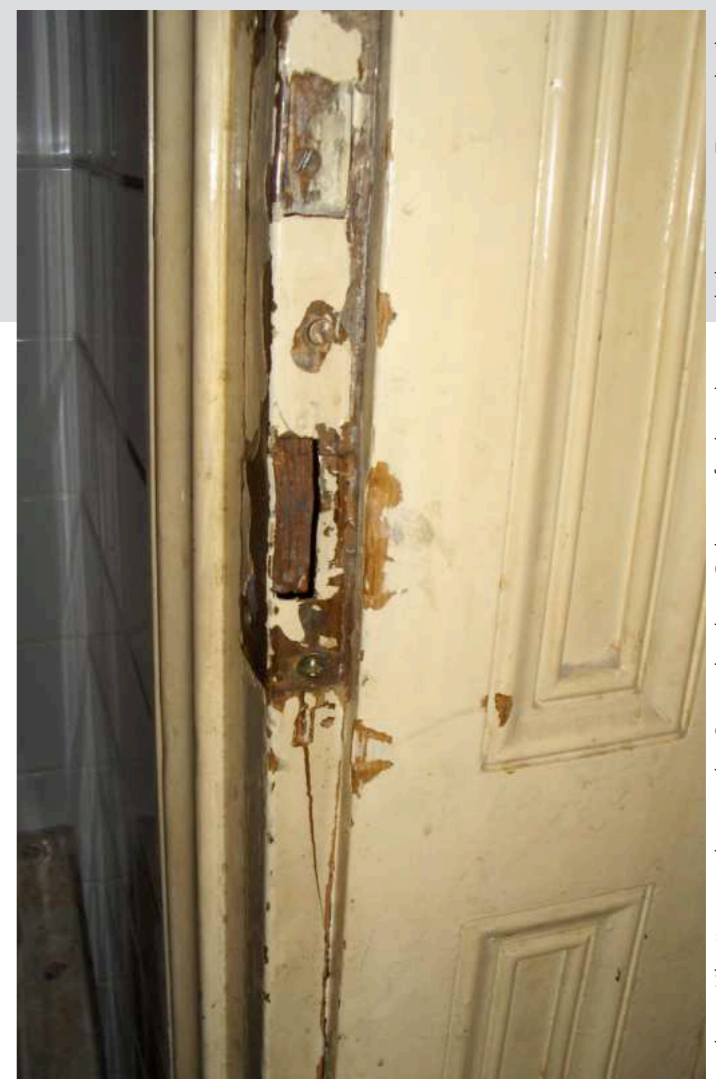
I bin a
Polizischschicht

Aktion

Frosch

Bei a do quess
 An Norbert S. → ein Busse

ca 18:30: Bürgermeister Gratz begibt sich zum
Tisch der Stt und entschuldigt
sich für die Froschmänner, sieht Einstellg d.
Einladungen werden ausgesprochen Verfahren zu!
Der Zirk hält sich überhaupt nur mehr
am Tisch der Stt auf.
ca 20h: id weiß nicht mehr ob id das
alles glauben soll oder nicht!
machen; festliches ^{zusammen}Beisammensein bei Christine



diese Klotüre wurde von der Spezialeinheit Cobra aufgebrochen, nachdem einige Festteilnehmer dahinter Zuflucht gesucht hatten

Der Hauptschuldner "il baffo" das war der wichtigste Mann...

Ein Interview mit Ute Schweitzer und Erich Stecher

Wie sie nach Florenz kamen...

Ute hat sich die Stadt ausgewählt und dann das Studium. Sie machte einen Kurs in Werbegrafik und schrieb sich dann auch in die „Facoltà di Magistero“ ein.

Erich war zuerst ein Jahr lang in Wien und ist dann nach Florenz gekommen. Dort hat er an der „Accademia delle Belle Arti“ ein Kunststudium absolviert.

Wie war die Wohnsituation?

Ute: In Florenz war die Wohnungssituation katastrophal, wie in einer Touristenstadt üblich. Jedes noch so kleine Zimmer wurde sündteuer vermietet.

Erich: Man hat immer jemanden gekannt in den großen Studentenstädten. Besonders die Leute aus den Tälern wussten genau, wer wo wohnt. Und dann hat's geheißt: „Nor wohnsch holt amol bei ins“. Und das hat man dann getan, bis man sich selber zurechtgefunden hat, das ging ganz locker. Manche haben es aber auch ausgenutzt und diese Methode dann über Jahre hinweg praktiziert...Nach dem Jahr in Wien bin ich nach Florenz gekommen – und direkt als Budenwart in die SH-Bude eingezogen. Die war in San Lorenzo 7, gleich neben dem Dom. Eine recht kleine Wohnung mit einem großen Aufenthaltsraum und einem kleinen Zimmer extra – da habe ich dann zwei Jahre lang gewohnt, im sechsten Stock, mitten im Zentrum der Stadt.

Wie lief der Studienbeginn an der Universität ab?

Erich: In Florenz war das so aufgebaut: Man hat sich im Herbst eingeschrieben, das ging noch relativ einfach. Es hat Leute gegeben, die waren in sechs, sieben Unis eingeschrieben, denn das konnte man damals nicht so kontrollieren. Aber dann ging es los: Ich habe ein halbes Jahr gebraucht, bis ich wusste, wo die Fakultäten sind, wann die Vorlesungen stattfinden, welche Prüfungen wann zu machen sind und so weiter. Die meisten Leute haben bis Weihnachten gebraucht, um zu verstehen, wo sie überhaupt umgehen. Die Fakultäten waren in der ganzen Stadt verteilt, teilweise war das das pure Chaos. Viele Südtiroler haben



Ausblick von der Bude zum Dom.

das Studium auch gleich gelassen, die haben gesagt: „ich habe keine Zeit, hier ein halbes Jahr zu verlieren, bis ich das System durchschaue und verstehe, wie alles funktioniert.“

Ute: Im Vergleich dazu war die Organisation in Österreich besser. Die Studiengänge und die Professoren in Florenz brauchten jedoch keine Vergleiche zu scheuen. Manche sagen, dass zum Beispiel die Fakultät für Rechtswissenschaften damals die beste überhaupt war.

Erich: In Wien auf der Kunstakademie war's schwierig hinein zu kommen, war man jedoch einmal drinnen, war man schon ein Star. In Florenz war es viel lockerer, das gefiel mir besser. Es war auch mehr Platz für ganz normale Leute und es waren einige Vinschger auf der Akademie. Selektion fand dort zwar statt, aber man merkte sie nicht sofort. Einige bekamen zum Beispiel einen Gratisausweis für bestimmte Museen. Da konnte man sich Kunstwerke ansehen, zu denen es heute teilweise gar keinen Zutritt mehr gibt!

Wie hat die SH-Bude damals ausgesehen? War die SH Anlaufstelle und Treffpunkt für Südtiroler/innen?

Erich: Auf der SH-Bude in Florenz gab es eine Kochecke, einen Riesentisch und eine Eckbank – und

Zeitungen und ein Schachspiel.

Ute: Da hat's im ganzen Raum kein Buch, keinen Studienführer, keine Stadtkarte gegeben. Aber die Einrichtung, die war aus Holz gezimmert, das ganze hat ziemlich tirolerisch ausgesehen. Alle paar Jahre wurden Tisch, Stühle, Wand und Eckbank unterschiedlich bemalt.

Erich: Auf der Bude selber konnte man fast nicht lernen, da ging's oft zu! Das habe ich schon gewusst, als ich eingezogen bin, bei einem anderen Studium als meinem hätte es wohl auch nicht funktioniert. Südtiroler sind teilweise bewusst nicht gekommen, oder nur, wenn sie ein bisschen Sehnsucht nach Heimat gekriegt haben. Aber dafür andere Leute, auch viele Leute, die gar nichts mit der SH zu tun hatten. Die wussten alle, da gibt es mitten in Florenz einen Raum, wo man schlafen kann, im Schlafsack auf dem Boden zwar, aber immerhin... Typen aus ganz Europa sind gekommen, besonders im Herbst und Frühjahr, im März, April, wenn es in der Toskana besonders schön ist. Ich kann mich erinnern, um 5 Uhr früh kam immer der Alpenexpress in Florenz an. Ich bin in der Früh aufgestanden und plötzlich liegen da 14, 15 Leute in der Bude.

Einmal – damals gab's ja noch den Eisernen Vorhang – kam ein Anruf aus Wien. Da waren 30 Studenten aus der DDR, die dort die Kunstakademie besuchten und einen Ausflug nach Florenz und Rom machen wollten. Dann waren sie da, praktisch ohne einen Knopf in der Tasche. Aber sie waren sehr nett, ich habe ihnen einen Riesentopf Nudeln gekocht und dann waren sie wieder weg. Andere waren nicht so nett, die haben sich regelrecht eingeknistet und man wurde sie nicht mehr los.

Habt ihr auch oft zusammen gekocht auf der Bude?

Erich: Manchmal. Ansonsten bin ich gerne in die Mensa gegangen, die war in Italien super, vor allem im Vergleich zu Wien. Die Nudeln waren gut und das Obst frisch, alles um 1000 Lire. Dafür ist man ein, zwei Stunden in der Schlange gestanden, um 12 ist man zur Mensa und um zwei hinaus, aber das war

normal. Man hat dann einfach in der Schlange gemütlich mit den anderen geratscht, ich habe mich gleich an den Rhythmus unten gewöhnt. Und der Preis war einfach sehr günstig, es gab da auch Leute, die haben sich das Obst, den Käse und das Brot mitgenommen und so für 1000 Lire den ganzen Tag gegessen!

Du warst ja damals auch Verbindungsfrau, Ute? Welche Aufgaben hattest du?

Ute: Ich war Vize-Verbindungsfrau, als der Paulmichl Richard Verbindungsman war. Wir wurden gewählt. Wir haben immer aufgeschrieben, was wir an finanziellen Mitteln gebraucht haben für Zeitungen und für kulturelle Tätigkeiten. Das haben wir aber immer gemeinsam beschlossen. Auch die Freizeitgestaltung kam nicht zu kurz. Einmal habe ich zusammen mit der Sylvia Hofer das Watt-Turnier gewonnen und das bei den ganzen Männern unten! Die mussten danach alle auf der Urkunde unterschreiben, dass wir gewonnen hatten.

Erich: Meine Aufgabe war es, die Zeitungen zu besorgen und die Bude sauber zu halten. Oft wurde ich

Tür der SH-Bude



auch angerufen, und ich sollte dann z.B. für jemanden eine Bestätigung holen.

Manchmal sind auch Leute eingeladen worden, damals waren die Studenten entweder total politisch oder apolitisch. Und die, die politisch waren, waren sehr aktiv und kannten natürlich viele Leute. Ich kann mich an einen Abend erinnern, da war Sergio Salvi eingeladen, ein bekannter Minderheitenforscher, das war sehr interessant. Es war noch das Ausklingen der 68er Jahre damals, bestimmte Themen waren noch da...

Ute: Anfang der 80er war aber auch die Zeit, in der die Errungenschaften der 68er langsam wieder gelöscht wurden. Ich erinnere mich noch an den Innenhof unserer Fakultät, der bunt bemalt gewesen ist. Eines Tages war das dann alles einheitlich übermalt. Bei uns und nach uns wurde es härter, es hat geheißen: Jetzt wird wieder studiert und nicht mehr demonstriert und boykottiert!

Stichwort Alexander Langer, der ja auch in Florenz studiert hat. War er wirklich eine so prägende Person? Wie habt ihr das damals wahrgenommen?

Ute: Alexander Langer hat vor unserer Zeit in Florenz studiert, aber man hat von ihm dennoch viel mitbekommen. Ich kenne kaum jemanden, der so perfekt zweisprachig ist wie er es war.

An der Fakultät für Rechtswissenschaften war er einer der wenigen Studenten, den die Professoren geduzt haben. Er konnte die Leute begeistern, auch solche, die politisch anders dachten. Jeder merkte, dass er das, was er sagte, auch selber so empfand, wie er es sagte. Auch später noch, in den 90ern, als er vergeblich versuchte, das Gemetzel im Kosovo zu verhindern, da hat man gemerkt, dass er persönlich mitleidet. Er wollte wirklich etwas bewegen.

War die SH damals allgemein so ein politischer Verein wie es heute im Rückblick oft erscheint?

Erich: In Wien war die SH sicher mächtig, allein schon wegen der Mitgliederzahl; die waren damals schon in der Schwarzschanerstraße mit der großen Bude. Die war stark frequentiert. Es wurde viel diskutiert, damals, auch über Politik.

Eines habe ich in Florenz schon gelernt. Da saßen wir oft rund um den Riesentisch, viele mit komplett unterschiedlichen politischen Meinungen. Man hat miteinander geredet, auch gestritten, aber alle haben miteinander geredet.

Wie war das mit der Sprache?

Wie haben sich da die Südtiroler zurechtgefunden?

Ute: Es hat bei den meisten schon Anfangsschwierigkeiten gegeben. Ich habe mich sprachlich bald zurecht gefunden. Was aber sehr mühsam war, da die Florentiner keine Ahnung von Minderheiten hatten, war die Diskussion, woher man kam und warum wir deutsch sprechen. Dieser Diskussion sind viele auch oft ausgewichen.

Erich: Ich habe manchmal gesagt, ich bin Schweizer! Ich glaube, ich habe in einem Monat in Florenz schon mehr italienisch gelernt als in den zehn Jahren Schule davor. Schade nur, dass ich hinterher viel wieder verlernt habe. Meistens war man so nach einem halben Jahr richtig angekommen, auch sprachlich. Wenn dann einer zu mir gekommen ist und gesagt hat: „Erich, i hon a Prüfung gebn“, dann wusste ich, jetzt denkt er schon italienisch...

Florenz war damals sehr international, da waren auch viele Araber und Amerikaner an meiner Fakultät. Wenn dann bei den Prüfungen aufgerufen wurde: „Stekkkk Errrr“, dann wusste ich: Jetzt bin entweder ich dran oder der Araber neben mir.

Ihr beiden habt euch ja auch unten kennengelernt.

Erich: Ja. Ich bin ein Jahr nach Ute hinuntergekommen, dann sind wir zusammen herumgefahren alles anschauen.

Der Frühling in der Toskana ist sehr schön, aber wenn dann der Winter kommt... Da ist es aus mit der Gemütlichkeit. Die Winter sind feucht und kalt.

Nach zwei Jahren auf der SH-Bude hat ein Schweizer Kollege einen Bauernhof gekauft, auf einem Hügel zwischen Florenz und Siena, um genau 100 Millionen Lire. Da waren zwölf Zimmer, und dann sind wir zu mehreren zu ihm gezogen und statt Miete zu zahlen, haben wir ihm halt ein bisschen geholfen. Er lebt heute noch unten und hat jetzt einen Agriturismo dort. Für mich ohne Auto war der Weg von Florenz bis dorthin jedes Mal eine Qual, eine Stunde Busfahrt und dann noch - meist bei Regen - den schlammigen Hügel hinauf!

Nochmals zurück zur Uni. Wie habt ihr euch im Studentenalltag organisiert ohne Computer? Wie liefen die Vorlesungen ab?

Ute: Bei den Vorlesungen schrieb man mit, es gab in einigen Fächern auch Skripten. Manche Studenten hatten auch eine Schreibmaschine. In meinem Bekanntenkreis hatte der Egger Franz einen der ersten PCs. Das war herrlich da zu tippen, für ein „Ü“ musste man mehrere Tasten zugleich drücken und die Fußnoten bei Arbeiten später einfügen. Und dann die Recherchen in der Bibliothek: Man musste sich schon davor informieren, denn bis man sich durch die Karteikärtchen gekämpft hatte... Und wenn man ein Buch - meist waren es Fotokopien davon - von einer anderen Bibliothek bestellen musste, war das oft ganz schön teuer und hat logisch auch seine Zeit gedauert. Aber trotz allem glaube ich, dass es damals, wenn man die Struktur der Bibliotheken verstanden hatte, doch

einfacher war, zu guten Texten und guten Büchern zu kommen als heute.

Erich: Viele haben ihre Texte mit der Hand geschrieben und sie sich dann mit der Maschine abtippen lassen. Auf der Bude war oft einer, der hatte die Handelsschule gemacht und konnte tippen. Ein anderer hat ihm diktiert und ich habe gekocht, das war unsere Arbeitsteilung.



Auf dem Weg zum Bichl.



Im „Letten“.

Ich habe auch oft am Sonntag Vormittag – die Museen waren da alle offen – Führungen für die Kollegen gemacht, das war ganz gemütlich.

Ute: Auf der Uni war's auch zwangloser als heute. Es gab viele Studenten, die zu Vorlesungen anderer Fakultäten gegangen sind, ohne Zwang, nur aus Interesse. Ich schätze, das ist heute viel weniger verbreitet als damals. Und allein die Hörsäle waren einen Besuch wert: teilweise waren sie wunderschön mit alten Renaissance-Decken.

Erich: Ich erinnere mich an eine Vorlesung aus Storia dell'arte Moderna. Das war ein sehr bekannter Professor. Zu ihm sind Leute von allen Fakultäten gekommen, es war pumpvoll, 300, 400 Leute im Saal. Und dann kommt ein altes Mandl daher, kettenrauchend und hustend, aber ein Genie! Das waren oft noch Menschen aus der Kriegsgeneration, oft wusste man nicht, woher sie waren, aber sie waren immer sehr gebildet mit einem Riesenpotential. Die hatten teilweise nichts mit, kein Material, keine Projektoren, keine Kopien. Und dann hat das Mandl drei Stunden lang geredet, es ist mir vorgekommen wie im Märchen. Der kannte noch den Picasso persönlich und hat dann stundenlang über ein Bild geredet und es beschrieben, und es war nie langweilig. Oder er fing die Vorlesung an mit: „Mir ist heute beim Zähneputzen etwas eingefallen...“

Dann hatte ich den Trovarelli als Professor, auch er ein Vertreter der alten Akademikergeneration. Als er jung war, hat er einen Wettbewerb gewonnen und war mit dem Schiff auf dem Weg nach New York, um dort den neuen Bahnhof zu gestalten. Dann ist der Krieg ausgebrochen und aus war's.

Unsere Professoren waren nicht abgehoben. Sie ließen uns an ihrer persönlichen Geschichte teilhaben. Und man konnte sie immer auch etwas fragen und sie haben uns ihre Geheimtipps verraten, etwas, was heute niemand mehr tun würde. In jeder Fakultät gab es

Professoren, die außerhalb des universitären Bereichs kaum bekannt waren, aber auf ihren Gebieten weltweit anerkannte Kapazitäten.

Ute: Und dann ist man nach Südtirol zurück und niemand kannte die Leute. In Südtirol waren, wenn schon, die aus Österreich bekannt. Da hat man sich schon stark nach Norden orientiert.

Und wie liefen die Prüfungen ab?

Erich: Etwas, was ich mir unten erworben habe, ist die Gelassenheit. Da musste man um 6 Uhr früh auf die Uni gehen, um sich für eine Prüfung anzumelden, und dann hingen da immer diese Listen, in die man sich eintragen musste. Teilweise musste man stundenlang dafür warten. Und plötzlich hatte jemand den Zettel weggerissen und alles ging von vorne los. Auch wenn du eingetragen warst, hat das aber noch nichts bedeutet. Ein Bekannter von mir hat einmal 10 Stunden gewartet und dann hieß es, die Prüfung sei um eine Woche verschoben.

Und es waren immer Marathonprüfungen. Jemand, der im Herbst angefangen hat, hat vielleicht im April seine erste Prüfung abgelegt. Da waren dann oft 1000 Seiten oder mehr zu lernen, plus den Inhalt der jeweiligen Vorlesungen, die man ein ganzes Jahr lang 9 Stunden die Woche gehabt hat.

Ute: Das Studium war schon oft auch schwierig, es war halt nicht nur feiern. Viele haben auch lange gebraucht, um zu verstehen, dass sie eigentlich das Falsche studieren. Und dann musste man sich durchkämpfen. Dafür spürte man damals noch nicht, so wie heute, den starken Druck schnell fertig machen zu müssen, man hat nach dem Studium auch Arbeit bekommen, wenn man wollte. Viele haben auch nebenbei gearbeitet, um sich das Studium zu finanzieren.

Erich: Ich habe auf der Bude Dramen erlebt, da sind

Leute das dritte Mal geflogen und mussten dann Uni wechseln, bei einem, da habe ich mir gedacht, der bringt sich um! Und dann immer das Warten, das ist mit der deutschen Mentalität fast nicht auszuhalten. Die Gelassenheit habe ich zum Glück schnell von den Italienern gelernt, „schaugn mer mal“. Man merkt unten, das ist einfach das System, entweder du gehst mit ihm oder es macht dich fertig.

Ute: Man lernt auch, dass es im Grunde ja auch nur um eine Prüfung geht. Und wenn es einen Termin gibt, einen allerletzten, um z.B. etwas abzugeben, weißt du genau: Es gibt dann immer noch einen Termin, es wird eine Sonderregelung gemacht.

Wie war die Kommunikation unter den Studierenden? Fungierte da die SH auch als Kommunikationsmittel?

Erich: Eigentlich weniger. Damals hat man sich im Zug getroffen. Florenz – Bozen und Bozen – Mals.

Ute: Wobei der Zug von Bozen nach Mals oft länger gebraucht hat als der von Florenz nach Bozen. Früher war die Situation eben so. Die Möglichkeiten, die man zur Kommunikation hatte, reichten vollkommen aus. Heute geht zwar alles schneller, dafür geht aber oft auch das Zwischenmenschliche verloren.

Erich: Etwas, was wir gleich verstanden haben: Die wichtigste Person auf der Fakultät war der Hauptschuldner – „il baffo“ hat er geheißt –, der war 50, 55 Jahre alt und hat alles organisiert. Gern hat er auch den Mädchen nachgeschaut und ihr Outfit kommentiert, auf der Akademie waren ja alle ein bisschen verrückt, da waren z.B. einige immer nur schwarz angezogen usw. Ich habe ihn zum Beispiel von Mals aus angerufen und sagte: „baffo, ich brauche diese oder jene Bestätigung“ und er sagte immer „faccio io“. Und dann organisierte er das, er musste ja nie anstehen, er ist einfach ins Büro hineinspaziert, er hatte überall

Zugang, auch außerhalb der offiziellen Öffnungszeiten. Und dafür haben wir ihm immer Wein gebracht, er war Weinkenner und er hatte unter der Stiege auch ein ganzes Archiv an Weinflaschen gebunkert.

Inwieweit seid ihr informiert über die Studierenden heute? Welche glaubt ihr, sind politisch und insgesamt die größten Unterschiede zu den 80ern? Habt ihr Wünsche an die heutige Studentengeneration?

Erich: Ich glaube, gar so viel hat sich nicht geändert. Es gibt immer die gleichen Probleme: Prüfungen bestehen, das Studium schaffen. Die Zeit ist halt eine andere, es geht alles viel schneller und der Druck ist sicherlich größer geworden.

Ute: Es ist heute alles geregelter und es gibt viel mehr Vorschriften. Es schaut zwar oft leichter aus, was z. B. Auslandsjahre oder Studienwechsel betrifft. Aber unterm Strich ist es, glaube ich, heute oft schwieriger 20 Jahre alt zu sein.

Erich: Zu unserer Zeit sind die Intellektuellen mehr nach links gegangen, heute gibt es einen Rechtsruck unter den jungen Leuten, das ist neu, ebenso die Suche nach dem Heimatgefühl. Ich komme von einem Hof im Vinschgau, ich hatte nie das Bedürfnis eine Heimat zu suchen.

Ute: Ich glaube, dass es heute wie gestern solche und solche gibt. Manche interessieren sich für Politik, andere nicht.

Erich: Es gibt ja auch viel junge Studierende, die noch demonstrieren gehen, ob bei den Wirtschaftsgipfeln oder jetzt im letzten Herbst in Wien. Die Leute sind noch aktiv. Und jetzt, wo es wieder enger wird, wird das auch wieder stärken kommen!

Und zur letzten Frage: „Vergesst nicht ‚jung‘ zu sein!“

Studiendarlehen als sozialpolitisches Instrument

Zwischen Ab- und Verunsicherung des Studiums

Zugegeben, es gibt wahrlich interessantere Sozialprogramme, über die es Wert wäre nachzudenken. Nun sind Studiendarlehen in der staatlichen¹ und insbesondere in der Landesgesetzgebung als Instrument der Hochschulförderung festgeschrieben. Auch wenn der Gesetzesbeschluss auf Landesebene schon einige Jahre zurückliegt, ist eine Konkretisierung der Bestimmungen bis jetzt ausgeblieben. Da einerseits der politische Wille vorhanden und andererseits die Ausgestaltung noch offen ist, bietet sich aus pragmatischer Sicht eine Beschäftigung mit dem Thema an.

Im Jahr 2004 wurde dem Landesgesetz² für das "Recht auf Hochschulbildung", welches die grundlegenden Regelungen für Stipendien enthält, ein Artikel zu Studiendarlehen hinzugefügt.

Der besagte Artikel ist ausgesprochen vage formuliert und gibt zunächst nur einen Vorgeschmack auf die kommenden Regelungen. So ist vorgesehen, dass Studierenden, zusätzlich zu den bestehenden Stipendien, bei vom Land konventionierten Kreditinstituten ein Darlehen gewährt werden soll.

Im Unterschied zu den bestehenden Stipendien, die derzeit an ein Drittel der Studierenden ausbezahlt werden, würde das Darlehen unabhängig vom Einkommen der Eltern vergeben werden.

Die übrigen Bedingungen um in den "Genuss" eines solchen Darlehens zu kommen, sind jene, welche auch an die Bewilligung der bisher üblichen Stipendien geknüpft sind. Für Studierende mit "hervorragenden Studienleistungen" ist ein teilweiser Erlass der Schuld angedacht.

Wie hoch das Darlehen sein wird, ist noch nicht festgelegt (abzusehen ist wohl ein Betrag der um die 6000 Euro jährlich liegt). Zinsen werden lediglich für die Zeit nach Abschluss (oder Abbruch) des Studiums verrechnet. Die Rückzahlung soll spätestens fünf Jahre nach Beenden des Studiums beginnen und innerhalb von fünfzehn Jahren abgeschlossen sein. Einerseits darf der

Rückzahlungsbetrag fünfzehn Prozent des Einkommens nicht überschreiten, andererseits ist man nach fünf Jahren auf jeden Fall verpflichtet mit der Abzahlung des Darlehens zu beginnen. Was geschehen soll, wenn kein, oder nur ein sehr niedriges Einkommen erwirtschaftet wird, steht noch nicht fest. Wie die Rückzahlung geregelt ist, ist in Wahrheit der entscheidende Punkt. Die Bedingungen der Rückzahlung ist maßgebend für die Wirkung des Darlehenssystems, aber dazu später mehr.

Ein Darlehenssystem für Studierende kann, wenn von einer öffentlichen Körperschaft wie dem Land getragen, als sozialpolitisches Instrument durchaus sinnvoll eingesetzt werden. Im Allgemeinen haben Darlehen natürlich den Vorteil, dass es möglich wird Studierenden eine größere Summe Geld zur Verfügung zu stellen. Dies wird durch spätere Rückzahlungen finanzierbar. StudentInnen sind ein Teil der Gesellschaft der sich gewissermaßen in einer "temporären Notsituation" befindet. Personen mit Studienabschluss erwartet im späteren Leben ein überdurchschnittlich hohes Einkommen. Auch trotz Parteinahme für Studierende sollte man bedenken, dass Transferzahlungen an StudentInnen an eine spezifische (in der Regel privilegierten) Gesellschaftsschicht gerichtet sind.

Dass Teile des Geldes, welches von öffentlicher Hand zur Verfügungen gestellt wird, nachher zurückbezahlt wird, ist darum unter dem Aspekt der Verteilungsgerechtigkeit vertretbar.

Zudem sind Darlehen, anders als Stipendien, bedarfsorientiert. Das heißt, dass Studierenden das von ihnen geforderte Geld ausbezahlt wird und nicht, wie bei konventionellen Stipendien, pauschale Beträge anhand der Steuererklärung der Eltern zugewiesen werden. (Wobei die elterliche Steuererklärung, als indirekter Indikator der Bedürftigkeit, oft wenig über die finanzielle Situation des Haushalts aussagt). MaturantInnen könnten durch das Darlehen bei

Beginn ihres Studiums mit sicheren Einkünften zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts rechnen. Die derzeit größtenteils übliche Abhängigkeit von den Eltern, bzw. Bedenken jenen auf der Tasche zu liegen, fallen damit weg (vorausgesetzt das Darlehen ist hoch genug). Dadurch, dass das Geld im Laufe der Zeit zurückbezahlt wird, können Studierende mit mehr Selbstbewusstsein das Geld einfordern und dies stärkt auch die Eigenverantwortung damit umzugehen. Gelegenheitsjobs, mit welchen sich die meisten Studierenden bisher über Wasser halten, wären nur mehr in geringerem Ausmaß nötig. Das trägt dazu bei, dass sich alle im gleichem Masse dem Studium widmen können, unabhängig vom Einkommen der Eltern.

Insofern wäre damit auch ein bedeutender Beitrag zur Vergrößerung der Chancengleichheit zwischen Studierenden aus ärmeren und reicheren Haushalten geleistet.

Natürlich ist das oben erwähnte überdurchschnittliche Einkommen für AkademikerInnen alles andere als garantiert (besonders bei AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Studien). Außerdem zeigt die Entwicklung der letzten Jahre, dass sich immer mehr JungakademikerInnen für immer längere Zeit in prekären Arbeitsverhältnissen befinden. Wenn man bedenkt, dass eine Rückzahlungsrate etwa einer Monatsmiete fürs Wohnen entsprechen könnte, wäre diese sehr wohl ein Hindernis für die berufliche wie private Lebensplanung nach dem Studium. Darlehensrückzahlungen stellen darum besonders für Personen aus ärmeren und mittelständischen Verhältnissen ein Risiko dar. Damit würden also genau jene,

1 Unter der zweiten Regierung Prodi wurde die Initiative "diamogli credito" ins Leben gerufen. Seit März 2008 können in Italien ansässige Studierende unter vergünstigten Konditionen bei Banken einen Kredit aufnehmen. Dieser darf allerdings insgesamt nicht höher als 6000 Euro sein und ist lediglich für die Finanzierung eines Computers oder eines Studienaufenthalts im Ausland gedacht.

2 Art. 14 des Landesgesetzes vom 30. November 2004, Nr. 9.

für die die Darlehen konzipiert sind, verständlicherweise abgeschreckt. (Hingegen könnten Studierende, für deren Lebensunterhalt ohnehin die Eltern aufkommen, so zu einer günstigen Finanzierung ihrer Urlaubsreisen oder eines Autos kommen.)

Darum steht und fällt die Sinnhaftigkeit eines Darlehenssystems mit der Ausgestaltung des Rückzahlungsbedingungen. Anstatt eines starren Rückzahlungsmechanismus, wie dem eines konventionellen Kredits, ist hier eine Art von Besteuerung des künftigen Einkommens zu überlegen. Dabei sollte das Darlehen unbedingt erst dann getilgt werden müssen, wenn ein Einkommen über einer bestimmter Höhe bezogen wird. Von dem Teil des Einkommens, der über der Grenze liegt, wird die Höhe des Rückzahlungsbetrags berechnet. Dieser kann in Form eines Rückzahlungssatzes festgesetzt werden, der dem einer Einkommenssteuer nicht unähnlich ist.³ Überdies könnte man den "Steuersatz" so gestalten, dass er zusammen mit dem Einkommen ansteigt und Besserverdienende zur Bezahlung aller Darlehenskosten, inklusive Zinsen, beitragen, während untere Einkommen entlastet werden.

Der Zeitraum in welchem das Darlehen zurückbezahlt wird, ist mit fünfzehn Jahren, wie vom Landesgesetz festgelegt, wohl zu knapp bemessen. Damit würde der Ausgestaltung des Rückzahlungsmodus enge Grenzen gesetzt, da das Geld von den ehemaligen StudentInnen mit höherem Druck eingefordert werden müsste. Eine Verlängerung der Rückzahlungsperiode sollte darum angedacht werden (auch wenn man bedenkt, dass sich dadurch die Ausfälle von Rückzahlungen verringern).

Die Flexibilisierung der Rückzahlung würde zwar den Verwaltungsaufwand und die Anlaufzeit des Systems erhöhen. Allerdings scheint es aus den oben dargelegten Gründen langfristig die sinnvollere Lösung zu sein, die Rückzahlungen weitgehend an die Erwerbsbiographien anzupassen.

³ Dies kommt in Länder wie Großbritannien, Australien oder Neuseeland bereits seit Jahren zur Anwendung. In jenen Ländern liegt der Satz bei 5-10% des Einkommens welches über dem Mindesteinkommen liegt.

Hier ist die Politik aufgefordert Weitsicht zu beweisen, um das Potenzial, das in Studiendarlehen liegt, auch zu nutzen.

Wenn es bei dem einfallslosen Programm bleibt, ist abzusehen, dass wohl nur eine Hand voll "Mutige" (oder solche die sich den "Mut" leisten können) diese Darlehen in Anspruch nehmen werden. Die Sache wäre in diesem Fall die Mühe nicht wert und eine simple Aufstockung der bisherigen Stipendien gewiss die sinnvollere Alternative.



Klaus Grünberger,
geboren 1982 in Bozen;
Studium der Volkswirtschaft
an der Uni Wien;
lebt derzeit in Rom.

„Es gibt immer etwas zu protestieren“

Interview mit Alois Durnwalder - Vorsitzender der SH 1965-66

Hat sich die Tätigkeit der Südtiroler Hochschüler-Innenschaft bedeutend geändert seit Ihrer Zeit als Vorsitzender?

Als ich Vorsitzender war, haben wir uns vor allem um die Weiterbildung und um kulturelle Tätigkeiten gekümmert; wir haben die Hochschulwochen in Dietenheim und Meran veranstaltet, Künstlerausstellungen und Lesungen organisiert. Man kümmerte sich um die Interessen der Hochschüler, vor allem was die Studienbeihilfe betrifft. Und ein Punkt darf nicht vergessen werden: die Studententitelanerkennung. Alles Tätigkeitsfelder, die auch heute im Programmfeld der Hochschülerschaft stehen. Die Änderung besteht darin, dass die Themen an die heutige Zeit angepasst wurden. Ich denke, dass die heutige SH mit ähnlichen Problemen betraut ist wie damals. Wenn ich zurückdenke, so fällt mir auf, dass wir ganz brave Buben und Mädchen gewesen sind, im Vergleich zu den Folgegenerationen. (lacht)

Ich kann mich erinnern, dass die Studienbeihilfen damals noch durch das Kulturinstitut vergeben wurden. Die Voraussetzungen wurden in einer Kommission, bestehend aus dem damaligen Schullandesrat Anton Zelger, den Vertretern des Kulturinstituts und uns, als Vertreter der Studierenden, erarbeitet. Ich hatte mich bei einer Sitzung in die Diskussion hinein gesteigert und da stand Landesrat Zelger sofort auf. Er entgegnete

mir, dass er sich von mir nicht belehren lasse. In der Folge wollte Zelger sogar die kürzlich verliehene Ehrenmitgliedschaft der SH zurücklegen. Professor Waldthaler, ebenfalls Mitglied dieser Kommission, gab mir in derselben Runde ganz klar zu verstehen: „Schauen sie, wir verhandeln nicht auf gleicher Ebene.“ Vergleichbare Erfahrungen haben wir in Wien in den Verhandlungen mit dem Österreichischen Bildungsministerium gemacht. Seinerzeit wurde die Rückerstattung der Fahrtspesen für die Südtiroler noch von Österreich bezahlt. Bei einem diesbezüglichen Treffen habe ich zu einem Ministerialrat gesagt: „Mit ihnen ist es immer so schwer zu verhandeln, weil Sie immer gleich maulen.“ Die Antwort folgte prompt: „Ich brauche mir eine solche Aussage von Ihnen nicht gefallen zu lassen; ich habe kein Maul, sondern ich habe einen Mund.“ Heute ist dies nicht mehr so tragisch. Man sieht, dass die politische Ebene damals auf Kritik noch sehr empfindlich reagierte. Heute haben wir uns an die Kritik gewöhnt.

Wir konnten aber auch ein paar Privilegien genießen: Ich habe in Wien studiert und dort hatten wir als SH-Vertreter einige Male mit dem Außenministerium zu tun. In der Folge haben wir die Möglichkeit bekommen, einige Theater- und Opernbesuche in der Loge des Außenministers zu verfolgen. Damals hatten wir keine eleganten Gewänder und so wollte uns der Platzanweiser aus der Loge verweisen. Er hatte geglaubt, wir hät-

ten uns unrechtmäßig hineingeschlichen.

Wir hatten noch nicht die Möglichkeiten uns politisch zu positionieren. Das hat sich erst in der Folge ergeben. Im Vorfeld der Zehnjahresfeier haben wir über mögliche Veranstaltungen im Ausschuss diskutiert. Einige wollten die ehemaligen Präsidenten und das Erreichte hochleben lassen. Ein anderer Teil der Gruppe wehrte sich vehement dagegen und sagte, dass die SH nicht zuständig wäre, alle zu beweihräuchern. Ihnen war es wichtig, den Aufbruch in die zukünftige Entwicklung aufzuzeigen. Wir konnten uns nicht einigen und haben beschlossen zwei Skolaste herauszugeben. Einer wurde von den etwas Braveren geschrieben, zu denen auch ich gehört habe. Den anderen haben die weniger Braven rund um Siegfried Stuffer gemacht.

Sie stehen auch heute noch gerne zu Ihrer Tätigkeit in der SH. Was veranlasst Sie, diese Tätigkeit auch heute noch so zu schätzen?

Ich stamme aus einer nicht sehr wohlhabenden Bergbauernfamilie aus dem Pustertal. In meiner Familie hatte niemand ein öffentliches Vertretungsamt inne. Ich war bis zu meiner Matura vorwiegend im Kloster. Da mich der Priesterberuf nicht interessiert hatte, habe ich beschlossen, eine Hochschule zu besuchen. Meine Eltern hatten darauf eigentlich keinen Einfluss, da sie meine Ausbildung auch nicht

finanzieren konnten. Zudem waren sie enttäuscht, dass ich nicht Pfarrer geworden bin.

Nach der Matura bin ich dann nach Wien gefahren. Ich kam in die große Stadt, in der ich niemanden kannte. So habe ich die ersten drei Tage im Bahnhof geschlafen, weil ich kein Zimmer hatte. Dann habe ich den Kontakt zur Hochschülerschaft bekommen. In der Folge habe ich mich emporgearbeitet. Auf der Uni habe ich mich sogar in zwei Studien inskribiert. Landwirtschaft, weil es so sein musste; doch eigentlich hätte ich viel lieber Rechtswissenschaften studiert, aber das habe ich mich nicht getraut zu sagen. Und so war ich in beiden Fächern inskribiert. Das war damals eigentlich noch verboten.

Ich habe mich in der SH eingebracht und mich dafür interessiert. Ich weiß nicht, warum ich Verbindungsmann geworden bin, wegen meines Engagements oder weil es sonst niemand machen wollte. In der Folge bin ich dann auf Vorschlag meiner Wiener Gruppe Vorsitzender der gesamten SH geworden.

Ende der 1960er Jahre hatte es die Brixner Rede von Norbert C. Kaser in Brixen gegeben. In wie fern haben die damals aufgeworfenen Polemiken auch heute noch Gültigkeit?

Es ist immer so, dass es eine Gründungsphase und eine Folgephase gibt. Nachdem der See gefüllt wird, benötigt es immer wieder Personen, die einen Stein ins Wasser werfen, damit der Sauerstoff in Bewegung kommt. Wir hatten uns in unserer Phase vor allem um die gesellschaftlichen Probleme der Studierenden gekümmert. In der Folge wurde die Diskussion vermehrt auch auf politische Probleme gelenkt. Kaser hatte bei den Brixner Hochschulwochen die Dinge plastisch beim Namen genannt: Seine Forderungen betrafen vor allem die Kulturpolitik, wo er Handlungsbedarf der Hochschülerschaft sah. Es ist immer schmerzhaft, wenn jemand verlangt, dass neue Wege gegangen werden sollen. Und Kaser hat genau das in seiner Art gesagt. Ich möchte schon sagen, dass diese Rede damals den Effekt einer Revolution hatte.

Nach meiner Zeit als Vorsitzender kam ein anderer politischer Wind in die SH. Ich gehörte zur Gruppe der Konservativen und in der Folge verlagerte sich der Vorsitz in das sozialistische Lager. Es hatte in den Jahrzehnten nicht nur organisatorische Neuerungen im Tätigkeitsfeld der SH gegeben, auch die ideologische Ausrichtung hat sich immer wieder geändert.

Die Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre versuchte die Gesellschaft aus ihren Angeln zu heben. Damals sind in jedem europäischen Land die Studierenden auf die Straße gegangen und haben gegen die Ungerechtigkeiten des Staates und für mehr individuelle Freiheit gekämpft. Gibt es heute noch etwas, wofür Studierende auf die Straße gehen sollen?

Es gibt immer etwas zu protestieren. Zum Glück sind die jungen Menschen nicht immer mit den Entscheidungen der älteren Generation einverstanden. Es wäre auch unnatürlich, wenn es nicht so wäre. Dann würde es keine Entwicklung geben.

Es ist aber so, dass jeder die Probleme aus der eigenen Sichtweise sieht. Die rein materielle Absicherung der Gesellschaft scheint mir in Südtirol vorhanden zu sein. Es sind schlussendlich die StudentInnen, die etwas mutiger sind und sich für Veränderungen stark machen. Ihnen gelingt es, ihre Sichtweise einzubringen. Wenn ich mir die Proteste in Wien ansehe, dann wird nicht wegen fehlender Hörsäle protestiert. Es geht hier um ganz andere Dinge: Reformen, Anpassungen und die Finanzierung. In dieser Situation kann nicht immer jeder Wunsch erfüllt werden. Die Universität hat ihre Mittel und kann nur das machen, was ihr finanziell möglich ist. Die Studierenden fordern eine zusätzliche finanzielle Ausstattung der Universitäten. Hier sieht man schon, dass sich zwei Fronten gegenüberstehen: die Forderungen und die effektive Situation. Es ist wichtig, dass die StudentInnen fordern. Das ist notwendig, damit sich etwas verändern kann. Auch in Bozen werden diese Zeiten kommen. Heute ist es noch sehr ruhig, weil wir erst

in der Aufbauphase sind und noch keine große Masse an Studierenden hier ist.

Sie haben in den vergangenen Jahrzehnten die Tätigkeit der SH verfolgt. Wo sehen sie die Hauptaufgaben einer Südtiroler Studierendenvertretung, wenn sie an die Proteste in Österreich denken?

Meiner Meinung nach hat die Hochschülerschaft zwei Aufgaben: Die Erste ist, die Hochschulpolitik an der jeweiligen Universität mitzugestalten. Innerhalb der kulturellen Masse der Universität muss die SH mitdenken, egal welcher Nationalität die anderen Studierenden angehören. Es ist notwendig Stellung zu nehmen und zu sagen, in welchen Bereichen des Studiums Verbesserungen gemacht werden können. Die zweite Aufgabe der SH besteht darin, sich um die Studierenden zu kümmern, die nach ihrer Studienzeit wieder nach Südtirol zurückkommen. Das ist unbedingt notwendig, da alle StudentInnen das erlernte Wissen umsetzen sollen. Es muss für die SH wichtig sein, eine Struktur aufzubauen, die in allen Studienbereichen eine Ansprechorganisation darstellt. Die heutigen StudentInnen sind die Macher von morgen. Schlussendlich lassen sich beide Aufgaben unter einem Hut bringen: es braucht die SH sowohl am Studienort für die Studierenden

als auch in Südtirol für die zurückgekehrten Studienabgänger.

Die Bildung war Ihnen schon in den 60er Jahren sehr wichtig. Sie haben damals die Forderung der „Volksbildung“ propagiert; die Universitäten hätten damals mehr ausgebildet als die Studierenden wirklich breit gebildet. Heute ist diese Diskussion rund um die Bologna-Reform aktueller denn je...

Es muss grundlegend die Persönlichkeit ausgebildet werden. Jeder muss sich selbst entfalten können. Um glücklich zu werden ist dies unbedingt notwendig. Wir haben in Südtirol so viele Talente verschleudert. In den 60er und 70er Jahren haben wir talentierten Menschen einfach nicht die Möglichkeit gegeben, ihr intellektuelles Talent auszubauen. Sie hatten einfach nicht die finanziellen Möglichkeiten dazu. Das hat sich heute zum Glück zum Besseren gewendet. Ein anderer Punkt, der mir sehr wichtig erscheint, ist die Möglichkeit, dass jeder seine eigenen Ideen und Vorstellungen in Südtirol umsetzen können sollte. Es ist heute einfach wichtig, dass jeder die Möglichkeit hat, sich weiterzubilden. Das gilt für jede Bildungsstufe. Mir scheint, dass die universitäre Ausbildung eine moralische Verpflichtung gegenüber jenen ist, die eine solche Ausbildung nicht genossen haben.

So gibt es in dieser Hinsicht zwei Stufen: Die erste ist die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit. Die zweite Stufe ist die Weitergabe und das Einbringen jener Kenntnisse, die auf der Hochschule erfahren und erlernt wurden. Zu meiner Zeit gab es fast keine Akademiker in Südtirol. Diese wenigen waren eine eigene Kaste, die sich nur sehr selten in die niederen Gefilde der ungebildeten Bevölkerung bewegt haben. Heute ist dieser Prozentsatz viel größer und zum Glück ist die Auffassung der Gesellschaft anders geworden. Und das ist auch gut so.

Durch die Reform des Studiums verlieren die Studierenden auch die Möglichkeit sich breitgefächert zu betätigen. Was nimmt Ihrer Meinung nach der/die StudentIn mit?

Mir kommt vor, dass es schlussendlich die Lust ist, sich zu betätigen. Jeder hat dieselbe Zeit zur Verfügung. Auch jene, die im Studium und im Beruf am tüchtigsten sind, haben immer noch Zeit für anderes. Darum scheint es sich um eine reine Zeiteinteilung zu handeln. Wenn jedeR StudentIn die Bereitschaft zeigen würde, sich nicht nur für sein Studium einzubringen, wäre dies eine große Bereicherung. Durch eine außeruniversitäre Tätigkeit gelingt es dem Einzelnen sich viel besser kennen zu lernen und seine eigenen Fähigkeiten auszuloten. Eine Sache

liegt mir sehr am Herzen und das weine ich meinem Studium nach. Es ist der internationale Kontakt und Austausch. Früher gab es alle diese Studienprogramme nicht. Ich habe in Bozen angeregt, dass man den Studienaustausch zu einem Pflichtprogramm des Studiums machen sollte. Ich denke, dass ein junger Mensch vor allem durch Auslandsaufenthalte, weit entfernt von allem Bekannten, geprägt wird. Das ist ungedingt notwendig!

Seit mehr als zehn Jahren gibt es eine Universität in Südtirol, die zur Steigerung des Bildungsgrades in Südtirol beigetragen hat. Sie haben in Wien studiert. Würden Sie jungen Menschen raten, in die Welt hinaus zu gehen?

Ich denke, dass sich jeder selbst diese Frage beantworten muss. Wenn ich den Inhalt des Studiums in den Vordergrund stelle, dann ist Bozen sicherlich eine gute Adresse; egal welche Studienrichtung es ist. Für Südtirol ist es aber wichtig, dass nicht nur Einheimische hier studieren. Es benötigt eine konstruktive Masse, die ein vielfältiges Universitätsleben schafft. Umgekehrt gibt es viele, die sehr viel Wert auf das universitäre Umfeld legen. Ich persönlich würde mit meinen Erfahrungen wieder nach Wien gehen. Es tut einfach gut, einen gewissen Abstand zum Altbekannten zu gewinnen. Gleichzeitig muss ich dazusagen, dass Innsbruck auch nicht gerade die große Welt ist. Im Vergleich dazu ist Wien gleichzeitig Weltstadt und ein Dorf. Im Zentrum ist es eine Weltstadt. Die Peripherie hingegen ist nicht viel anders als ein Dorf.

Die Mitarbeit in allen Vereinen ist rückläufig; gleichzeitig wird die Studienzeit verkürzt. Die Folge ist, dass immer weniger Studierende sich für die Tätigkeit in der SH zur Verfügung stellen. Wie kann die SH sich dieser Tendenz entziehen?

Die SH besteht nun mal aus StudentInnen. Ich finde

es wichtig, dass die SH eine Dienstleistungsstelle ist, und dies nicht nur für Studienfragen, sondern auch für außeruniversitäre Tätigkeiten und Arbeiten. Es geht darum Möglichkeiten aufzeigen und nicht nur darum, den Studierenden zu sagen, wo sie günstig essen können oder billig einkaufen. Wichtig ist, den Studierenden eine Hilfestellung für die Mitarbeit in Vereinen und anderen Organisationen anzubieten. Ich war z.B. Kulturreferent der Österreichischen HochschülerInnenschaft. Derartige Möglichkeiten aufzuzeigen ist sehr wichtig, und dies kann nur dann gehen, wenn sich die SH in der jeweiligen Universitätsstadt mit anderen Studentenvereinen zusammenarbeitet und für die Südtiroler Studierenden etwas schafft.

Jeder kann sich motivieren, wenn er sieht, was schon geleistet wurde. Dann liegt es in seiner Hand zu entscheiden, ob es ihn begeistert oder nicht. Heute gibt es so viele Individualisten, dass die Mitarbeit in Vereinen nur an einem ganz geringen Prozentanteil von StudentInnen hängen bleibt. Jeder hat seine Interessen und will durch nichts gebunden sein. Die Mitgliederzahl steigt dann in die Höhe, wenn die Menschen einen Nutzen daraus ziehen können. Auch die Nähe zu Südtirol spielt eine große Rolle: es wird in Innsbruck schwieriger sein, Studierende zu motivieren als in Wien oder Padova.

Die SH erhebt den Anspruch die Interessensvertretung aller Studierenden zu sein. Ein Teil der Studierenden sieht das anders. Wie ist Ihre Einschätzung?

Die SH wird sicherlich nie kritiklos leben können. Und das ist auch gut so. Ich sage, dass die SH die Vertretung der Südtiroler Hochschüler ist und darum zu den relevanten Fragen auch anzuhören ist. Klar ist aber auch, dass diese Rechtfertigung an eine gewisse Mitgliederanzahl gebunden ist. Die SH schafft in ihrer Tätigkeit Privilegien und Maßnahmen, die nicht nur den Mitgliedern zu Gute kommt, sondern allen Studierenden. Das ist in jedem Verein gleich: der Bauernbund für die Bauern, oder der Handwerkerverband für

die Handwerker. Gewerkschaften sprechen für die Arbeiter, obwohl sie bei weitem keine große Anzahl an Arbeitern als eingeschriebene Mitglieder aufweisen kann. Die HochschülerInnenschaft steht für die Interessen der Studierenden und darum hat sie auch das Recht angehört zu werden. Es ist einfach nicht realistisch, dass ein Großteil der Studierenden Mitglied ist.

Welche Möglichkeiten haben sich für Sie durch den Vorsitz der SH in ihrem weiteren Leben ergeben?

Mir hat die SH sehr viel gegeben. Es war eine Plattform, die mir sehr viele Beziehungen geöffnet hat. Begonnen hat dies schon bei den Beziehungen zu anderen Studierenden. Die SH hat mir aber gleichzeitig geholfen, meinen Charakter zu bilden. Es gibt viele Möglichkeiten sich zu präsentieren, abgetan zu werden oder sich mit seinen Vorstellungen und

Meinungen durchzusetzen. Durch die SH hatte ich die Möglichkeiten einen Silvius Magnago oder einen Anton Zelger persönlich kennen zu lernen. Zusätzlich habe ich die öffentliche Verwaltung von innen kennen gelernt. Durch meine Tätigkeit in der SH ist auch der Präsident des Bauernbundes auf mich aufmerksam geworden und ich habe dadurch die Möglichkeit erhalten Präsident desselben zu werden.

Die SH gibt jedem die Möglichkeit sich zu präsentieren. Als Vorsitzender ergeben sich verschiedene Möglichkeiten die man sonst nicht hat; wie die, mit der politischen Vertretung in Kontakt zu kommen.

Was stört Sie heute an der SH?

Ich habe mich früher öfters über die SH geärgert, da sie alles nur kritisiert hat. Dies war ein grundlegendes Problem: Die Tatsache, dass wir von der SVP sind,

war für die damalige SH einfach nicht akzeptabel. Auch bei der Gründung der Universität Bozen habe ich gegen die SH kämpfen müssen. Ich denke wirklich, dass es ohne mich heute keine Universität geben würde. Anfangs war ich ein großer Gegner der Uni und danach wurde ich zum Befürworter. Die SH war für die Universität als ich dagegen war. Kaum war ich dafür, war die SH dagegen. Das war eine Sache, die ich nicht verstanden habe. Ich erwarte mir von der SH, dass sie mitarbeitet. Kritik ist wichtig, aber noch wichtiger ist es, dass man konstruktiv mitarbeitet. Diesbezüglich hat sich die SH in den vergangenen Jahren zum Positiven gewandelt. Man muss Verantwortung übernehmen und mitarbeiten anstatt im Abseits zu stehen und dann und wann scharf zu schießen. Die SH soll ein Becken für viele, verschieden denkende Menschen sein und gleichzeitig produktiv mitarbeiten und gute Entscheidungen mittragen.



Beim Interview: v.l. Verena Frei, Hannes Senfter, Luis Durnwalder.

Interview: Verena Frei, Hannes Senfter.

Die Geschichte von Gebühren, die erst niemand wollte, aber plötzlich da waren, dann kurz mit Zwangsarbeit ersetzbar wurden und zwischenzeitlich als Strafgebühren endeten. Eine Zeitreise im Spiegel der Presse.

„Am besten auswandern!“¹ So oder so ähnlich war die Reaktion vieler Uni-FunktionärInnen nach der Verabschiedung des Universitäts-Organisationsgesetzes (UOG) 1975 durch die sozialdemokratische Regierung Kreisky. Nicht nur, dass die bis dahin allmächtigen ProfessorInnen entmachtet und einem recht demokratischen Mitbestimmungsprinzip unterworfen wurden, nein, zu allem Überfluss wagte es die sozialdemokratische Bildungsministerin Herta Firnberg auch noch die damals saftigen Studiengebühren abzuschaffen. Auf diesem Wege sollte ArbeiterInnenkindern – heute wären das dann wohl Kinder aus bildungsfernen Schichten – der Zugang zu höherer Bildung erleichtert werden.

Dieser kostenlose Zugang, der ein Vierteljahrhundert lang den österreichischen Hochschulzugang auszeichnete, war eines der ersten Opfer der schwarz-blauen Koalition unter Wolfgang Schüssel ab 1999. Zwar hatte ebendieser Schüssel noch im Mai 2000 betont: „Die [Studiengebühren, Anm.d.V.] haben wir uns nicht vorgenommen. Ich bin für Aufstieg durch Bildung, weil ich selbst aus bescheidenen Verhältnissen komme,² und seine Bildungsministerin, die unvergessene Volksschullehrerin aus Vorarlberg Elisabeth Gehrler, ließ noch im Juni 2000 verlauten, dass sie „bereits mehrfach erklärt [habe], dass es Aufgabe des Staates ist, eine grundlegende Ausbildung und ein grundlegendes Studium zu ermöglichen. Studieren soll nicht zum Luxus werden.“³ Diese Einschränkung, also die Reduktion auf ‚grundlegende Ausbildung und ein grundlegendes Studium‘ deutete bereits darauf hin, was zwei Monate später geschehen

sollte. Am 19.09.2000 beschloss die Bundesregierung Studiengebühren von € 363,36 (damals runde 5.000 Schilling) pro Semester einzuführen und Schüssel kommentierte dies mit einem fröhlichen: „Es ist keine Gnade, sondern ein Recht eines Studenten, Prüfungen ablegen zu können, wenn er dies wünscht. Die Universitäten brauchen eine Qualitätsoffensive und mehr Kostenbewusstsein.“⁴ Mit dieser Aussage legte der Bundeskanzler auch bereits einen Teil der Motivation zur Einführung der Studiengebühren offen. Im Zuge des GATS-Abkommens von 1994, das verkürzt gesagt die Liberalisierung des öffentlichen Sektors vorsieht, begann auch in Österreich der verstärkte Rückzug des Staates aus dem Bildungssektor. Die Idee, dass die Universitäten als eigenständige Wirtschaftstreiber handeln müssten, konnte auch in sozialdemokratischen, also ehemals progressiven politischen Kreisen, allmählich Fuß fassen. Die Früchte dieses Meinungswandels ließen sich dann 2006 beobachten, als die nunmehr schwarz-orange Regierung Schüssel abgewählt wurde.

„All die Jungen, die keine Studiengebühren zahlen wollen, brauchen dies nicht, wenn sie bereit sind, ihrerseits einen Dienst an der Gesellschaft zu leisten,⁵ war der vergleichsweise lapidare Kommentar von Alfred Gusenbauer, nachdem er sich vom Wahlverlierer ÖVP fulminant über den Tisch hat ziehen lassen. Die zentrale Forderung der SPÖ im Wahlkampf 2006, nämlich die Abschaffung der Studiengebühren, konnte der Mischung aus gesellschaftlichem Mainstream („Die Studenten sollen arbeiten, die tun eh nichts“) und der Bauernschläue der Volkspartei („Sehr

innovativer Punkt, der nie strittig war zwischen uns“⁶) nichts entgegensetzen. Dieser höchst innovative Punkt war nun die Einführung eines Zwangsarbeitsmodells zur Finanzierung des eigenen Studiums. Zu einem Tarif, der selbst jene in Call-Centern und Zeitungsfirmen unterbot, nämlich knapp 6,06 Euro pro Stunde, sollten StudentInnen Nachhilfe und andere soziale Dienste leisten. Trotzdem der nunmehrige Kanzler vollmundig ankündigte: „Wenn Sie mich fragen, ich werde die Studiengebühren meiner Tochter nicht zahlen“ und er werde seiner Tochter sagen, „ich will, dass du dich mit jemandem beschäftigst, dem es nicht so gut geht,⁷ setzte sich das Modell erwartungsgemäß nicht durch. Warum auch, wenn laut Studierenden-Sozialerhebung 2006 zwei Drittel der StudentInnen ohnehin gezwungen waren einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, um sich ihr Studium überhaupt leisten zu können?

Der nächste – und vorerst letzte – Schritt in der Studiengebührendebatte erfolgte am 24. September 2008. Noch vor der Nationalratswahl am 29. September brachten SPÖ, Grüne und FPÖ einen Antrag ein und nutzten die vorübergehende Schwäche der Volkspartei, um die Studiengebühren für einen Großteil der StudentInnen abzuschaffen. Der Kompromiss, dass alle EU-BürgerInnen, die innerhalb der Mindeststudienzeit plus Toleranzsemester studieren, nichts, bzw. nur den ÖH-Beitrag, zahlen müssen, überlebte auch die darauffolgende Regierungsbildung zwischen ÖVP und SPÖ. Das Wissenschaftsministerium blieb allerdings bei der Volkspartei und eine Abgeordnete dieser Partei brachte damals einen Antrag auf eine Volksabstimmung zur Unifinanzierung ein: „Die ÖsterreicherInnen sollen entscheiden, ob sie die Unis finanzieren sollen,⁸ sagte Beatrix Karl damals.

Eben jene Karl ist heute Wissenschaftsministerin und macht kein Hehl daraus, dass sie weiterhin eine glühende Befürworterin von Studiengebühren ist: „Ich sehe das als positiven Druck.“⁹

In diesem chronologischen Abriss sind bisher Hintergründe und Auswirkungen der Studiengebührendebatte weitgehend im Hintergrund geblieben. Im Hintergrund geblieben sind all die anderen netten Dinge, die mit dem Universitätsgesetz 2002 und dessen Novellen eingeführt wurden um die österreichische Exzellenz zu fördern, aber von Zugangsbeschränkungen, Entdemokratisierung und Verschulung der Studienpläne soll an anderer Stelle die Rede sein.

Um zu den Studiengebühren zurückzukommen, muss wohl zuerst die Frage gestellt werden, warum die Einführung von Gebühren in Österreich (und übrigens auch in Deutschland) eine solche politische Dimension hat. Im Unterschied zu den angelsächsischen Ländern, bzw. auch kontinentaleuropäischen Ländern wie etwa Italien, wurden diese in den 70er Jahren von sozialdemokratischen Regierungen abgeschafft, um eine soziale Durchmischung der bis dahin elitären Universitäten zu fördern. Über die Treffsicherheit dieser Maßnahme lässt sich streiten, Tatsache ist aber, dass die StudentInnenzahlen über die Jahrzehnte hinweg kontinuierlich gestiegen sind und dass sich besonders der Frauenanteil stetig erhöht hat. Genau dieser Fortschritt, nämlich der verstärkte Drang von jungen Menschen an die Universitäten, war und ist nun neuerdings eines der Hauptargumente für die Einführung von Studiengebühren. Gebetsmühlenartig wird das Argument wiederholt, dass der Staat sich so viele StudentInnen nicht leisten könnte. So viele? Die österreichische AkademikerInnenquote liegt konstant bei grandiosen 18 Prozent –

1 Die Presse, 28.02.2010

2 <http://www.jg.spoe.at/Aktionen.asp?Untermenu=Aktionen&Aktion=12&Schriftgroesse=2> (2.3.2010)

3 Der Standard, 7.6.2000

4 <http://www.wienerzeitung.at/aktuell/2000/09/23/positionen.htm> (2.3.2010)

5 Der Standard, 25.1.2007

6 Wolfgang Schüssel, in: Der Standard, 25.1.2007

7 News, 10.1.2007

8 Der Standard, 24.9.2008

9 Die Presse, 24.2.2010

der OECD Durchschnitt immerhin bei 27 Prozent. Und was heißt hier überhaupt sich leisten können: Der Anteil der Bildungsausgaben im tertiären Sektor lag 2006 bei 1,3 Prozent des BIP, das bekannte SozialverschwenderInnenland USA schaffte dagegen stolze 2,9 Prozent.

Die neue österreichische Angst vor Massenuniversitäten und die gar nicht so neue AkademikerInnenfeindlichkeit lässt sich in ihren Ursachen jedenfalls nur schwer erfassen. Ein guter Teil dürfte der Neigung zu populistischer Politik und daraus erwachsenden plebiszitären Mechanismen geschuldet sein. Wenn auch nur der bloße Verdacht besteht, dass Ausgaben unpopulär sein könnten, werden sie auch nicht gemacht. Dass an diesem Punkt an den schwächsten Gliedern angesetzt wird, und die Universitäten sind

gewiss kein Bereich, der sich hohen Ansehens erfreut, ist klar und nachvollziehbar.

Dass aber mit konsequenter Kaputt-Sparpolitik und der fast schon frechen Weigerung die Hochschulbudgets an internationale Standards anzugleichen, ein fataler Kreislauf entsteht (wenig AkademikerInnen – wenig Popularität), wird konsequent ignoriert. Der Effekt ist, dass nämlich mittlerweile wieder weniger StudentInnen aus bildungsfernen Schichten kommen, und dass der Universitätsstandort Österreich international immer mehr ins Hintertreffen gerät.

Wenn man nicht bereits aus Südtirol nach Österreich ausgewandert wäre, paradox, ich weiß, könnte einem glatt der Gedanke kommen auf den ersten Satz dieses Artikels Bezug zu nehmen: auszuwandern nämlich!



Matthias Vigl, Jahrgang 1985, studiert Geschichte und Politikwissenschaften in Wien. Er ist im bildungspolitischen Referat der Österreichischen HochschülerInnenenschaft an der Universität Wien aktiv.

BEZAHLT

Muss Studentenvertretung tendenziell links sein?

Die Beantwortung der Frage, ob Studentenvertretung tendenziell links sein muss, hängt ganz davon ab, was man unter dem Begriff der „Studentenvertretung“ versteht. Für mich bedeutet Studentenvertretung und -politik vor allem, die Anliegen und Interessen der Studenten auf die politische Tagesordnung zu bringen und gegenüber der Landespolitik zu wahren und zu verteidigen. Wenn Studentenpolitik hingegen einen Verteilungskampf zugunsten der Bildungseinrichtungen vorsieht; Wenn man darunter ein Vollkasko-Studium versteht, das allen Studenten auch ohne Leistungsnachweis ihren Abschluss ermöglicht; Wenn Studieren als Selbstzweck ohne Zugangskriterien und Berücksichtigung der Anforderungen des Arbeitsmarktes aufgefasst wird; Wenn man Hochschulpolitik als wichtigen Baustein zur „sozialen Revolution“ versteht; Dann muss Studentenvertretung links gedacht werden, weil ich als ein so genannter „Rechter“ damit nicht leben kann.

Abgesehen davon ist zu vermerken, dass die für überwunden geglaubten politischen Metaphern „links“ und „rechts“ in der Politik von heute noch immer eine wichtige Rolle spielen. Dabei verstehe ich unter „links“ eher eine Politik, die die Gleichheit betont, während „rechts“ eher die individuellen Leistungen hervorhebt. Zu vermerken ist auch, dass eine „wertfreie“ Politik niemals möglich ist, weil Entscheidungen niemals rein rational und wertfrei fallen. Man kann politische Fragen nicht einfach nur in „richtig“ und „falsch“ unterteilen, wie es uns eine angebliche „Realpolitik“ zu vermitteln versucht. Werte spielen ihre Rolle, auch in der Hochschulpolitik. Folglich werden auch Akzente in der Hochschulpolitik nie völlig frei von ideologischen Hintergedanken sein. Es muss bei einer studentischen Vertretung, die zu diesem Zweck öffentlich gefördert

wird, aber „ideologische Ungebundenheit“ gewahrt sein. Für mich steht die Südtiroler Studentenpolitik allerdings eindeutig im linken Licht und ich habe das auch öfters öffentlich anzuprangern versucht.

Ich prangere bestimmt nicht die Studenten an, die für diese linke Studentenpolitik stehen, sondern die Südtiroler Politik, die Studentenvertretung und -beratung einem Verein mit weltanschaulich linkem Hintergrund überlässt, sprich der Südtiroler Hochschülerschaft. Es ist dabei durchaus klar, dass die Hochschülerschaft mittlerweile verstärkt versucht, ihre politische Neutralität und „weltanschauliche Ungebundenheit“ zu betonen. Aber: die Hochschülerschaft hat eine eindeutig linke Schlagseite und eine eindeutig linke Vergangenheit.

Apropos „Vergangenheitsbewältigung“: die spielte doch in den stürmischen 60er-Jahren eine ganz wichtige Rolle, als Studenten weltweit ihre linke Weltverbesserung träumten. In Bezug auf die Südtiroler Hochschülerschaft muss man vielleicht eher von stürmischen 70er-Jahren sprechen, obwohl erste ideologische Meinungsverschiedenheiten in Sachen Hochschulpolitik bereits in den 60er-Jahren auftauchten. Wenn man heute an die Südtiroler Hochschülerschaft denkt, dann denkt man nicht so sehr an die Exponenten Luis Durnwalder und Otto Saurer, sondern viel mehr an Norbert C. Kaser, an Alexander Langer und an Günther Pallaver, unter dessen Führung die Hochschülerschaft für eine „Außerparlamentarische Opposition“ stand. Diese Vergangenheit ist nicht ein unwesentliches Detail, sondern die Grundlage, auf der sich auch die heutige Südtiroler Hochschülerschaft stellt, in der sie wurzelt und die ihr noch immer ihre äußeren Konturen gibt. Ich glaube, dass diese Vergangenheit bei der Südtiroler Hochschülerschaft

allerdings nicht „bewältigt“ ist, weil man es einfach nicht für nötig hält und der Trend noch immer nach „links“ zeigt. Nicht unwesentlich ist dabei auch, dass die Südtiroler Hochschülerschaft eine der Grundlagen für die Entstehung der Südtiroler Grünen darstellte. Wenn der grüne Landtagsabgeordnete Hans Heiss beispielsweise auf einer Veranstaltung¹ in Bezug auf die Freie Universität Bozen sagt, dass er sich durch sie eine soziale Umkrepelung in Südtirol verspricht, dann ist das genau die linke Studentenpolitik, die ich meine, die bei Grünen und Teilen der Hochschülerschaft gleichermaßen vorhanden ist und die mir – ehrlich gesagt – den Magen umdreht.

Aber zurück zur Anfangsfrage: „Muss Studentenvertretung tendenziell links sein?“ Ich glaube, man kann die Anerkennung der Studententitel für Südtiroler Studenten verlangen, genauso eine verstärkte soziale Unterstützung und auch ein Leistungsstipendium, ohne dabei mit ideologisch linken Positionen in Kontakt zu kommen. Klar bedingt das, dass die Studentenvertretung nicht von einem einzigen Verein übernommen wird, sondern von demokratisch gewählten Studentenvertretern.

Die Südtiroler Hochschülerschaft ist ganz bestimmt nicht verantwortlich, wenn die konservativen oder „rechten“ Studenten kaum studentisches Engagement in der Studentenvertretung zeigen. Das hängt zwar auch damit zusammen, dass die „Rechten“ eher „reaktionär“ sind und immer erst auf linke Revolutions-Gedanken reagieren – Entschuldigung ist es aber keine. Zu sagen bleibt abschließend: Wenn sich die „Rechten“ nicht engagieren, dann sind sie selber schuld, dass die Studentenvertretung tendenziell „links“ ist.

// Michael Demanega

1 Veranstaltung der Südtiroler Hochschülerschaft zur Landtagswahl 2008, Kolpinghaus Bozen

Der roten Tomate bedarf es nach wie vor...

Ausgerechnet dieses Jahr feiert der Beginn der preußischen Bildungsreform sein rundes Jubiläum, Wilhelm von Humboldt gilt nach 200 Jahren als bildungspolitische Referenz, ja als Andreas Hofer einer akademischen Freiheit, die Forschung und Lehre eng verband, als Gallionsfigur eines universitären Modells, das längst untergegangen ist.

Die humboldtsche Vergangenheit verbindet mit unserer Gegenwart die Tatsache, dass in beiden Gesellschaften der universitäre Umbruch nur Teil eines größeren, gesellschaftlichen Wandels ist. Wie im von den napoleonischen Kriegen strauchelnden Preußen ist auch unser Staat, zwar nicht so explizit, aber doch Gegenstand einer tiefgreifenden Transformation, er wird schlanker, effizienter und entlässt die BürgerInnen in ihre eigene Verantwortlichkeit.

Der 1999 feierlich angelobte Bologna-Prozess scheint nur die konsequente Übertragung dieses Konzepts auf das Bildungssystem: Weniger die gesamtheitliche Bildung durch den Aufenthalt an diversen europäischen Universitäten, sondern der damit erhoffte Qualifikationsgewinn der Studierenden für einen globalen Arbeitsmarkt stand und steht im Vordergrund.

Die matten Studiengänge, die aus diesen europäischen Projekt überhastet implementiert wurden, kommen ohne unnötige Kosten durch studentische Ausflüge in fachferne Disziplinen aus, führen dafür maximale Arbeitsmarktorientierung als corporate design einer akademischen Laufbahn 2.0. Ein Heer uniformer Arbeitskräfte sollen die europäischen Universitäten künftighin produzieren und als Unternehmen nebenbei gnadenlos um staatliches und privatwirtschaftliches Kapital konkurrieren. Effizienz, Exzellenz und Flexibilität bei geringsten Kosten sind die universitären Leitmotive der Zukunft.

Man mag zu dieser Entwicklung und zu den rezenten Unmutsbekundungen stehen wie man will, gravierende Geburtsschwierigkeiten des neuen Modells wird jeder Apostel der post-Bologna-Universität konzederen müssen. Weitreichende Korrekturen sind bitter notwendig, um das ganze Projekt nicht

vorzeitig scheitern zu lassen. Und gerade hier setzt die immanente Kompetenz einer Studierendenvertretung an. Auch die Kompetenz der sh.asus kann nicht mehr (allein) in einer Art folkloristischem Heimatfernverband Südtiroler Studierender und demokratischen Korrektivs in einer durnikratischen Heimat liegen, so lobenswert und notwendig diese auch waren, sondern die Kernaufgaben der Zukunft müssen in einem sozialen Ausgleich des neuen Universitätsmodell angesetzt sein.

Die Frage nach ‚links‘ oder ‚rechts‘, ‚progressiv‘ vs. ‚konservativ‘, ja die traditionelle politische Farbenlehre scheint angesichts dieses massiven Umbruchs überholt – ist sie das aber wirklich?

Den nicht einzuschlagenden Weg veranschaulicht die österreichische HochschülerInnenschaft, zumal ihr Innsbrucker Ableger, eindrucksvoll: Als apolitischer, der Wirtschaft dienlicher Verein forciert sie in durchsichtigen Seminaren die soft skills der Studierendenschaft, mit advertorials aufpolierten (und finanzierten) Hochglanzmagazinen vermittelt sie den Eindruck eines Wellnessstudiums, mit stupiden Flyern (Nachtstudium 2.0!) wirbt sie für einfallsslose Parties, die wohl vom kaputt gestrafften Studienplan ablenken sollen. In der Artikulation konstruktiver Inputs im gegenwärtigen Bildungsdiskurs versagt sie indes vollkommen, im Tiroler Fall behindert sie diesen vielmehr.

So verlockend ein subventionierter Rhetorikkurs, wohlfeile Alkopops und Abortlektüre auch sein mögen, die sh.asus muss ihre Existenzberechtigung an anderer Stelle suchen. Sie muss weiterhin als institutionelles Scharnier zwischen Studierenden und Politik die Bedürfnisse der Studierendenschaft sondieren und im politischen Entscheidungsfindungsprozess einbringen.

Der Wirtschaft muss sie einer studentischen Gewerkschaft ähnlich entgegentreten, deren Wünsche kritisch hören, gleichsam aber auch Forderungen nach humanen und auch für die Studierenden profitablen Praktika einbringen. Sozialer Selektion an

den neuen Universitäten muss sie mit unerbitlichem Druck auf Staat und Wirtschaft antworten: Dieser muss dem europäischen Postulat der unbedingten Chancengleichheit nachkommen und ausreichend Stipendien und akzeptable Studienbedingungen in und außerhalb Südtirols garantieren, und auch die Privatwirtschaft, die von der akademischen Ausbildung ihres ‚Humankapitals‘ über Maß profitiert, soll zur Bereitstellung von Stipendien verpflichtet werden.

Aber auch den Studierenden muss ihre gesamtgesellschaftliche Verantwortung bewusst gemacht werden: Als zukünftige EntscheidungsträgerInnen in Wirtschaft, Politik, Kultur und Wissenschaft müssen diese mit ihrer weniger privilegierten sozialen Umwelt solidarischer sein als es die aktuelle Elite – vielfach ehemalige ‚68er‘! – ist. Gerade die gegenwärtigen Erfahrungen sollten die späteren AbsolventInnen in ökologischer und sozialer Hinsicht, zumal in einer regelmäßig in xenophobe Diskurse abdriftenden südtirolischen Gesellschaft, sensibilisieren.

Hier sind StudentInnenvertretungen am Zug, informierend und vermittelnd zu wirken. So wäre durchaus ein intergenerationeller Solidaritätsfonds, von der asus.sh. verwaltet und vermittelt, denkbar: Erfolgreiche AkademikerInnen – die es auch in Zukunft geben wird, so trist die aktuelle Lage auch erscheinen mag, könnten einen Bruchteil ihres üppigen Einkommens in einen solchen Fonds einzahlen, der Studierenden in prekären Augenblicken aushelfen könnte. Keinesfalls als Ersatz für staatliche Stipendien, sondern als Ergänzung.

Sind nun soziale Abfederung, kritische bildungspolitische und wirtschaftsunabhängige Interventionen und Diskussion als genuin ‚links‘ oder ‚rechts‘ zu werten? Einerlei – sie tun Not. Nur bitte keine blasse Mitte, sondern entschiedene Aktion, die durchaus auch schmerzhaft sein kann. Insgeheim: das Rot der asusschen Tomate tut nach wie vor gut.

// Florian Huber

Die Geschichte der nicht einfachen Annäherung von sh.asus und Studenten der Uni Bozen

geleistet hat, war damals im ersten akademischen Jahr 1998/99 den Studierenden unbekannt und wurde auch mir erst nach und nach bewusst.

Diese Tatsache, die von Seiten der sh.asus als gewisse Arroganz oder zumindest als sehr bedauernd erlebt worden ist, führte gezwungenermaßen zu einem anfänglich belasteten Verhältnis zwischen Uni Bozen bzw. den dort Studierenden und der sh.asus selbst. Ich erinnere mich auch an die damaligen Worte von Dr. Schmidl an uns Studenten, sozusagen als nicht offiziell Gewählte, aber eben doch Vertreter der Studentenschaft: „Ich will mich mit euch treffen, weil ihr seid die Experten dieser Universität, niemand kennt diese besser als ihr!“ Was brauchten wir also die Südtiroler HochschülerInnenenschaft, die zwar um gut 40 Jahre älter war, aber für die außerhalb des Landes studierenden Südtiroler zuständig sein sollte?

Es ist weitgehend bekannt, dass die Medien in Südtirol selten ein gutes Haar an der noch jungen Uni ließen, oder sie bestenfalls ignorierten. Es verwundert daher nicht, wenn in der lokalen Presse immer wieder Negativurteile abgedruckt wurden; in der Ausgabe vom 15. Juli 1999 der „Dolomiten“ war z.B. ein Artikel „Personalwechsel Schuld an der Misere“ veröffentlicht, in dem zu lesen war „...der SH-Vorsitzende konnte sich in diesem Zusammenhang einen Seitenhieb in Richtung Bozner Universität und ihres „Debattierclubs kikero“ nicht verkneifen: „Die Universität

Wohl die aller wenigsten Studenten der Freien Universität Bozen der ersten Stunde hatten eine Ahnung, was sich in den Jahren 1992-1997, also den Jahren vor der offiziellen Gründung der FUB in den verschiedenen Arbeitsgruppen, Kommissionen und politischen Gremien abgespielt hat und was dort in kontroverser Weise diskutiert wurde; die meisten waren einfach glücklich darüber, dass sie nun die Möglichkeit hatten, eine neue und in ihrer sprachlichen Ausrichtung einzigartige Universität zu besuchen.

Die beiden häufigsten Namen, die damals in Zusammenhang mit der Gründung der Uni Bozen und als Väter derselben genannt worden sind, waren jene von Landeshauptmann Luis Durnwalder und vom geschäftsführenden Präsidenten der Anfangsjahre, Dr. Friedrich Schmidl. Dass beide Herren einen maßgebenden, ja entscheidenden Beitrag zur Entstehung der Bozner Universität beigetragen haben, halte ich für unbestritten; dass aber auch die Südtiroler HochschülerInnenenschaft seit 1992 in einer eigenen Uni-Kommission wichtige und immer neue Impulse und Überlegungen zu einer zu errichtenden Universität in Südtirol



Michael Demanega,
Jahrgang 1986, wohnhaft in Salurn;
studiert seit 2005 "Ingegneria Civile" an der Università degli Studi di Trento;
seit 2007 Landessprecher der Freiheitlichen Jugend.



Florian Huber,
Studium der Geschichtswissenschaft und Politikwissenschaft in Innsbruck;
seit April 2008 Doktorand und Stipendiat des Internationalen
Graduiertenkollegs "Politische Kommunikation" Innsbruck/Frankfurt am Main

in Bozen ist ein Glashaus, ihre Studenten schotten sich ab. Wir müssen selbst Probleme aufgreifen, nicht nur antike römische Staatsmänner zitieren.‘ kikero ist der Studentenverein an der Uni Bozen, der 1999 erstmals aktiv wird und im April 2000 offiziell gegründet wird. Da er der etwas mehr sichtbare Anteil der Studenten war, wurde er die bevorzugte Zielscheibe der medialen Angriffe. Ich wage aber zu behaupten, dass es kein bewusstes, beabsichtigtes Abschotten war, wie uns vorgeworfen wurde, im Gegenteil, viele Studenten haben selbst darüber geklagt, dass sie in Bozen (und in Brixen war es nicht anders) nicht wahrgenommen wurden, obwohl sie Versuche unternommen hatten, positiv in Erscheinung zu treten.

Interessant finde ich daher, dass bereits zwei Wochen nach dem oben erwähnten Zeitungsartikel, nämlich am 29. Juli 1999, die SH-Gruppe Wien einen recht versöhnlichen, zur Zusammenarbeit einladenden Brief an die Leute von kikero geschrieben und darin Interesse am „the flyer“ bekundet hat („the flyer“ war eine in einfachster Form gestaltete studentische Zeitschrift, die heute noch immer besteht, allerdings in einer grafisch viel ansprechenderen Form). Im Gegenzug hat die SH-Wien ein paar Exemplare ihrer Zeitschrift „QUER“ nach Bozen geschickt.

Thema „Wie demokratisch sind Südtirols Parteien?“ (Teilnehmer: Egmont Jenny, Stephan Lausch, Hartmann Gallmetzer und Sandra Bortolin). Im Zuge der Vorbereitungen war das wachsende gegenseitige Vertrauen spürbar, sh.asus und kikero haben sich ihre jeweiligen Statuten ausgetauscht, ohne Angst und Scheu.

Natürlich sind, wie so oft in solchen Situationen, die persönlichen Wertschätzungen, die Kontakte von Person zu Person, entscheidend für die Beziehung von Gruppen, Vereinen, Strukturen. Ich konnte damals von meiner guten Beziehung vor allem zu Irene Senfter und zu Raphael Daum, beide im SH-Vorstand, profitieren. Es verwundert also nicht, dass kikero im Zeitraum April/Mai 2000 auch den Kontakt zum Movimento Universitario Alto Atesino (MUA) geknüpft hat. In einem Mailverkehr von kikero an MUA ist nachzulesen „...La nostra associazione (kikero) si propone soprattutto di promuovere iniziative a favore degli studenti, ma anche a favore della popolazione.....Non ci poniamo in concorrenza con le associazioni studentesche già presenti, anzi, stiamo cercando di creare i contatti necessari per una buona collaborazione.“ Daraufhin wurde ein Treffen zwischen den beiden Organisationen vereinbart, das

So ganz ohne Höhen und Tiefen ist die Geschichte mit kikero und der Südtiroler HochschülerInnen-schaft nicht verlaufen. Zwar hat die sh.asus seit 2000 Jahr für Jahr ganz brav am „open day“ der Freien Universität Bozen teilgenommen, sich dabei manchmal aber als Fremdkörper empfunden. Ende 2003/Anfang 2004 beginnt eine Phase der Distanz und der gegenseitigen kritisch-skeptischen Beobachtung. Seitens der sh.asus wurde der Vorwurf Richtung Bozner Studenten immer lauter, sie seien völlig unpolitisch, zu sehr zurückhaltend und hätten keine (öffentlich geäußerte) Meinung. Die Devise der sh.asus war hingegen „Unpolitisch sein heißt mitschwimmen, und das kann gefährlich sein“ (Aussage des Vorstandes bei einer Pressekonferenz im Jahre 2000). Warum wollten sich die Studierenden der Freien Universität Bozen nicht äußern zu den heißen Themen, wie Studiengebühren, Eliteuniversität, Studienbeihilfen, direkte Demokratie usw.? Es hätte da wohl einmal einen guten Anlass gegeben, als der damalige (Noch) Rektor Steinherr in einer öffentlichen Veranstaltung gesagt hatte, er könne sich gut vorstellen, dass die Stu-

diengebühren an der Uni Bozen, besonders für die Wirtschaftswissenschaften, im Laufe weniger Jahre auf 10.000 bis 15.000 Euro jährlich ansteigen werden, unter der Voraussetzung, dass sich die Qualität des Angebotes ebenso stark verbessern würde. Nichts ist aus den Diskussionen um Studiengebühren geworden, aber auch nichts aus der Erhöhung derselben.

Erfreulicherweise ist die jüngste Geschichte wieder um einiges positiver verlaufen; die gemeinsamen Initiativen, vor allem zwischen Studentenvertretern (nicht mehr so sehr kikero) und sh.asus häufen sich; so nutzt die Südtiroler HochschülerInnen-schaft gerne den Raum F6 an der Uni Bozen (mit der wunderschönen Aussicht über die Stadt), Kontaktgespräche finden immer wieder statt und schließlich wollen Bozner Studenten auch Mitglieder von sh.asus werden. Den größten Beitrag dazu hat wohl seitens der Uni Andreas Hauptenbuchner geleistet, aber mit tatkräftiger Mithilfe der SH-Mitarbeiter im Bozner Büro in den Jahren 2007-2010.

Wann wird es die offizielle „Außenstelle Uni Bozen“ der sh.asus geben?

Das Jahr 2000 stand bereits unter bedeutend besseren Stern, was das Verhältnis zwischen sh.asus und kikero betrifft. Bei einem gemeinsamen Abendessen von SH- und kikero-Vorstandsmitgliedern in einem Lokal der Bozner Altstadt sind auch gleich einige Ideen für gemeinsame Aktivitäten geboren; ich kann mich nicht mehr an alle Beteiligten einzeln erinnern, aber an die anregende Atmosphäre sehr wohl. Man wollte sofort zusammen zum traditionellen jährlichen Vollmondrodeln nach Reinswald gehen, regelmäßige Treffen organisieren, vor allem aber ganz konkret eine erste gemeinsame Veranstaltung auf die Beine stellen. Und tatsächlich, am 27. April 2000, wenige Tage nach der offiziellen Gründungssitzung von kikero, gab es in der Aula C 4.3 die Podiumsdiskussion zum

am 5. Mai 2000 zustande gekommen ist. Auch mit der sh.asus dauerte die Absicht zur Zusammenarbeit weiter an. Für Juni 2001 war neuerlich eine Podiumsdiskussion an der Uni Bozen geplant, „Staatsprüfung – Sinn, Zweck, Zukunft?“ sollte der Titel heißen. Da aber der gewählte Termin mitten in die Prüfungszeit gefallen wäre, ist die Veranstaltung als gemeinsame Initiative schließlich der erfolglosen Terminsuche zum Opfer gefallen. Eine weitere Chance, an der Bozner Uni Fuß zu fassen, hat die sh.asus bei den ersten Studentenvertreterwahlen ungenutzt gelassen. Zwar war eine eigene SH-Liste im Gespräch, aber zu den Wahlen selbst hatte sich weder eine solche Liste präsentiert noch der sh.asus nahestehende Kandidaten auf anderen Listen.



Alfred Mitterer,

geboren 1954 in Bozen; wohnt in Terlan und arbeitet in Bozen z.Z. in der öffentlichen Verwaltung (früher als Lehrer und als Berater in Suchtbetreuung und Suchtprävention); studiert an der FUB Economics & Management; seit Jänner 2010 Studentenvertreter im Universitätsrat.

Kritik aus Liebe ♥

„Seien wir doch einmal ehrlich: Ich kenne praktisch keinen Studenten, der nicht irgendetwas an seiner Uni auszusetzen hätte.“

Dieses Zitat stammt von einem Alumnus der Freien Universität Bozen, der dieser Tage seinen Master im europäischen Ausland macht. Im gleichen Absatz würdigte er weiter das hohe Niveau seiner Bachelor-Ausbildung in Südtirol, was er auch erst im Nachhinein so gesehen hätte. Sein Zitat hat etwas sehr Wahres und gerade auch Beruhigendes für den mit seiner persönlichen Universität unzufriedenen Studierenden. Häufig wird es aber auch missbraucht, von der ‚Gegenseite‘: Verantwortliche für die Gestaltung der Universität, Verwaltung und Professoren. Für sie ist das Zitat nicht gedacht, besser würde hier ein anderes passen: „*Wer aufhört besser zu werden, hat aufgehört gut zu sein.*“ ‚Besser‘ werden kann nur, wer sich reflektiert, seine Stärken und Schwächen kennt, Feedback erfragt und *Kritik* ernst nimmt. Dies gilt genauso für Institutionen, wie auch für Universitäten. Eine gute Universität, braucht *Kritik*, und zwar gute *Kritik* – Kritik aus Liebe.

Kurzer Rückblick: Lange hat die Südtiroler HochschülerInnenschaft die Pläne einer Universität für Südtirol *kritisch* begleitet – und weiter kritisiert, als sie dann schlussendlich errichtet war. Die *Kritik* richtete sich auch gegen die dortigen Studierenden, ihnen wurde gerade eben vorgeworfen nicht kritisch genug zu sein („21 Corsi di laurea : 0 *kritisches* Denken“). Und dann wurde die SH eines besseren belehrt als *Kritik* von diesen Studierenden – unbeabsichtigterweise – im Sommer 2008 an die Presse gelangte¹.

Die Geschichte der SH ist auch eine Geschichte der gelebten *Kritik* – was das Verhältnis zur FUB lange trübte. Schuld daran trägt aber gerade auch die junge Universität selbst, die es scheinbar bisher nicht wirklich versteht, mit dieser und anderer *Kritik* konstruktiv umzugehen. Dabei hätte ihr gerade dies in der Vergangenheit viel geholfen mehr zu dem zu

werden, was sie nach außen zu vermitteln sucht(e): ein ambitioniertes Vorzeigeobjekt.

Die FUB ist mit diesem Problem nicht allein: Universitäten stehen oft in der *Kritik* zu selbstbezogen zu sein, auch in gewisser Weise als ein Ort in dem es sich die Mitglieder der ‚Gelehrtenrepublik‘ gemütlich eingerichtet haben. Die Studierenden seien im besten Falle gerade mal Beiwerk ganz im Sinne des notwendigen Übels, im schlimmsten Fall würden sie als störend empfunden.

Und es ist sicher richtig: Selbst die bravsten Studenten machen Arbeit. Sie sind Mittelpunkt und Objekt der Arbeit der Dozenten (und auch der Verwaltungskräfte!) und deren *Kritiker* zugleich, was in der Vergangenheit auch schon ab und an zur fehlgeleiteten Bezeichnung „Kunden“ führte. Ob ein Professor gerade ein schlechtes Jahr in der Forschung hat, fällt nicht sonderlich auf, der Forschungsgegenstand „beschwert“ sich nicht. Nicht vorbereitete und in der Konsequenz schlechte Lehre erfährt hingegen ein recht unmittelbares Feedback. Denn wenn es in der Lehre nicht passt, beginnen Studierende sich zu beschweren, was einigen Dozenten lästig ist.

Sicher ist nicht jede *Kritik* von Studierenden gerechtfertigt und qualifiziert. Manchmal ist *Kritik* diffus, es werden Partikularinteressen vertreten, es geht gar um Geschmacksfragen zum Unterrichtsstil oder die *Kritik* wurzelt schlicht in einer Unzufriedenheit mit der Leistungsbewertung der Studierenden (Noten) durch den Dozenten. Auf der anderen Seite gibt es aber sehr wohl auch konstruktive *Kritik*, vorgebracht von Studierenden, welche Universität nicht nur als Diplomdruckmaschine verstehen, sondern als einen Ort des akademischen Wachstums und Reifens. Diese fordern zu Recht ein Niveau in der Lehre ein, welches dieser Rolle einer Universität gerecht wird.

Eine solche *Kritik* setzt zweierlei voraus: Kompetenz und Motivation dafür. Die Kompetenz liegt darin, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden, sowie richtig zu formulieren und kommunizieren. Idealerweise lässt sich in der *Kritik* mindestens eine konstruktive Komponente erkennen.

An dieser Stelle kommt der Universität auch eine sozialisierende Aufgabe zu, dergestalt, dass Studierende eben diese angesprochenen Fähigkeiten darin auch erlernen und erproben können sollen. Gerade das unterscheidet sie auch vom angesprochenen Bild des „Kunden“, der sich lediglich z.B. eine „Portion Diritto Privato A“ kaufen möchte (und wenn es hier nicht schmeckt, dann geht er zum Mitbewerber). Wenn die Absolventen am Ende mündige Bürger, Multiplikatoren, Lehrer und Führungskräfte sein sollen, so ist es unabdingbar, dass sie dafür gelernt haben, kritisch konstruktiv zu denken, zu hinterfragen, sich für ihre Anliegen einzusetzen.

Die zweite Sache ist die Motivation: diese rührt im einfachsten Falle vom Interesse an der konkreten Situation z.B. in einer Lehrveranstaltung verbunden mit einer Verbesserung als Konsequenz, von welcher noch die *Kritiker* selbst profitieren können. Häufig ist dies jedoch nicht möglich und Studierenden ist bewusst, dass ihr Feedback nur für künftige Studiengenerationen eine Veränderung herbeiführen können wird. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn eine Lehrperson gänzlich oder gemäß der festgesetzten Unterrichtssprache ungeeignet ist und für die Zukunft Dozent oder Sprache ausgetauscht werden sollen. Diese zweite Form der Motivation, so sie gegeben ist, hat nichts mehr mit kurzfristiger Nutzenmaximierung eines Studierenden im klassischen selbstbezogenen Sinne gemein, sie gründet vielmehr im Bewusstsein der Existenz einer Art Generationen-

¹ Ein Studentenvertreter für den Fakultätsrat kritisierte in einem internen Schreiben im Juli 2008 die Mißstände u.a. bei Leistungsfeststellungen an seiner Fakultät und wies auf die negativen Implikationen für den Ruf derselben als auch der gesamten Universität hin. Auf bis heute ungeklärte Weise gelangte das Schreiben an die Neue Südtiroler Tageszeitung wo es im Original veröffentlicht wurde. Die darauffolgenden Reaktionen beschäftigten sich jedoch mehr mit dem Kritiker als der Kritik selbst – wenig hat sich seither geändert.

vertrages, welcher darin besteht, dass eine Generation für die nächste Verbesserungen erzielen muss, weil es nur so funktioniert. Dies gilt im Übrigen gleichermaßen für die *Kritik* durch jeglichen Studierenden, unerheblich ob die jeweilige Person ein Mandat z.B. als Studentenvertreter errungen hat. Umgekehrt erwächst also auch eine Pflicht für jeden Studierenden, sich für seine Interessen einzusetzen, auch wenn absehbar ist, dass er selbst die Früchte dieses Einsatzes vermutlich nicht mehr genießen können wird.

Wir bezeichnen eine solche Form der Kritik als „*Kritik* aus Liebe“ weil sie über simples Lamentieren (wie schlecht die Welt doch sei) hinausgeht. „*Kritik* aus Liebe“ auch daher, weil man sie gerade deshalb unermüdlich und konsequent in konstruktiven Formen vorbringt, verbunden mit der Hoffnung, dass Verbesserungen im Großen wie im Kleinen geschehen – mit der Folge, dass die Universität als Ganzes daran wächst.

Das Gegenbeispiel ist aber auch oft zu beobachten: Wenn sie anhaltend auf taube Ohren stößt, wird *Kritik* aus Liebe, jedoch irgendwann abstumpfen und ihr bereicherndes Potenzial, ihren konstruktiven Charakter verlieren. Verwaltungskräfte wie Dozenten, die resignieren, ziehen den Kreis, in dem Sie (noch) konstruktiv tätig sind, zunehmend enger. Das tragische Ergebnis: Wer nur (noch) unzufrieden ist und keine Chancen auf Verbesserung (mehr) sieht, hat einen anderen Ansprechpartner und Stil: diese Form der Kritik hört man dann intern in Form von Gerüchten (radio scarpa). Und auch ganz öffentlich wird ein entsprechend negatives Bild verbreitet. Dieses schadet der Universität selbstverständlich und bringt sie eben nicht weiter.

Wie aber kann die FUB negatives Gerede und Presse minimieren und die Frucht bergende „*Kritik* aus

Liebe“ fördern? Die Antwort liegt auf der Hand: Es braucht eine entsprechende Universitätskultur. *Kritik* muss prinzipiell differenzierter betrachtet werden (wie wir das oben bereits aufgezeigt haben) und

konstruktive Kritik muss als erwünscht gelten und zwar aus allen Teilen der Universitätsgemeinschaft, von Studierenden, Dozenten und Verwaltungsmitarbeitern gleichermaßen.

Dies beginnt damit, dass der Partizipationsgrad erhöht wird, indem „Betroffene“ von Maßnahmen zu „Beteiligten“ gemacht werden und Entscheidungen nicht „über Köpfe hinweg“ gefällt werden. Es kann weiter erreicht werden durch eine Kultur in der aussagekräftige Evaluierungen vor- und ernst genommen werden und daraus Konsequenzen gezogen werden.

Ein noch konkreterer Vorschlag: Eines der eindeutigsten Signale die Organisationen senden können, dass konstruktives Feedback erwünscht sei, kann die Einführung und Nutzung eines „Vorschlagswesens“ darstellen². Einige Unternehmen konnten darüber im Übrigen auch enorme Kosteneinsparungen verzeich-

nen – der Aufwand rechnete sich unter dem Strich also allemal. Es gibt noch viele weitere Ansätze, doch viel hängt auch beim Thema Organisationskultur von der Führung ab. Ob der neue Universitätsrat nun den Mut haben wird, einen derartigen Kurswechsel mit den angesprochenen Änderungen in der Organisationskultur einzuleiten, bleibt abzuwarten.

Wünschenswert wäre es, im eigenen Interesse. Wenn nicht, wird es sich hoffentlich die Studierendenvertretung in und außerhalb der Universität (Students' Speakers und Südtiroler HochschülerInnenschaft) dennoch auch künftig nicht nehmen lassen, weiterhin „*Kritik* aus Liebe“ zu äußern.



Alfred Mitterer, Andreas Hauptenbuchner.



Andreas Hauptenbuchner, 28, Deutschland, studiert Ökonomie und Management an der Freien Universität Bozen und sitzt als Studentenvertreter im Akademischen Senat; davor, kurz nach seiner Wahl für den Studiengangsrat 2008 folgte er einer Einladung der Südtiroler HochschülerInnenschaft zu einem Workshop und arbeitet seither mit dieser zusammen, um die Studienbedingungen jeglicher Art für Studierende an der FUB zu verbessern.

² Ein Vorschlagswesen bietet jedem der mit der fraglichen Organisation in irgendeiner Weise in Interaktion steht (im Falle einer Universität: Studierende, Studieninteressierte, Verwaltungsmitarbeiter, Professoren, Forscher, Dozenten als auch die lokale Bevölkerung und Webseitenbesucher), die Möglichkeit, Ideen zur Optimierung von Prozessen jeglicher Art einzureichen. Alle Vorschläge werden intern auf ihren Nutzen und ihre Machbarkeit überprüft und es wird ein Feedback an den Inputgeber in einer vorgesehenen Zeit garantiert.

Zwischen Politik und Studium - am Anfang war die Studientitelanerkennung

Franz von Walther und Rainer Seberich gehören zur Gründergeneration der Südtiroler HochschülerInnenschaft. In den 1950er Jahren waren sie Hauptakteure bei der Erarbeitung des Notenwechsels – in der Folge konnten österreichische Studientitel in Italien anerkannt werden. Sie sprechen im Interview über ihre Studienzeit, die Verhandlungen in Wien und Rom sowie die Entwicklung der SH in den 70er und 80er Jahren.

Herr Seberich, Herr von Walther, wo liegen die Anfänge der Südtiroler HochschülerInnenschaft?

Rainer Seberich: Es war Joseph Ferrari gewesen, der um das Jahr 1953 alles daran setzte Mittelschullehrer zu finden. Ferrari ist in den Jahren 1953-54 zu den einzelnen Hochschulen gereist um festzustellen, wer dort die Ausbildung für den Lehrberuf gemacht hatte. Erst dadurch konnte er den Antrag für die Errichtung neuer Mittelschulen stellen. Zu Beginn der 1950er Jahre war diese Entwicklung ins Stocken geraten. Die Italiener waren im Jahre 1952 noch absolut dagegen, ausländische Studientitel anzuerkennen; und das sowohl für den Unterricht als auch für andere Bereiche, obwohl die Anerkennung für österreichische Studientitel im Pariser Abkommen vorgesehen ist. Zu dieser Zeit war noch das faschistische Gesetz in Kraft, das die Anerkennung ausländischer Studientitel verboten hatte.

Ferrari war derjenige gewesen, der erkannte, dass die Südtiroler Hochschüler ein ganz verlorener Haufen war. Sie waren auf die verschiedenen Universitätsstädte aufgeteilt und hatten wenig Kontakt mit der deutschen Kultur Südtirols. Das galt in erster Linie für jene, die in Italien studierten. Ferrari hatte begonnen Buden einzurichten; die erste Bude ist in Padua entstanden. Mit den Meraner Hochschulwochen 1954 war eine gemeinsame Interessensvertretung schon in Diskussion gestanden und eine Arbeitsstelle für Südtiroler Hochschüler wurde angedacht. Schlussendlich kam es dazu, dass eine regelrechte Vereinigung gegründet wurde.

Wie war das Denken der Gründergeneration?

R.S.: Es gab zwei Gruppen: jene Studierende, die Abgänger des Bozner Franziskanergymnasiums waren

und die, die vom Vinzentinum und anderen Orten gekommen sind. Zu Beginn gab es drei verschiedene Auffassungen, die Funktion der Hochschülerschaft betreffend: Einmal die einer reinen Interessensvertretung, dann eine, welche sehr mit der Bindung an die Partei und der Volkstumspolitik sympathisierte und die Gruppe um von Walther und mir, die einen liberalen, laizistischen Weg einschlagen wollte.

Wie sind Ihre Erinnerungen an die Entstehungsphase des Abkommens zur Anerkennung der Studientitel?

Franz von Walther: Wir hatten uns zu einer Zeit zusammengefunden, wo es bei den Meraner Hochschulwochen vor allem um die Problematik der Anerkennung gegangen ist. Ich wurde bei der Gründung der SH im Gasthof Sagant in Bozen zum ersten Präsidenten gewählt. Durch diese Formierung der Südtiroler Studenten haben wir an einem Memorandum und Promemoria gearbeitet. Diese Dokumente haben wir an italienische und österreichische Regierungsstellen verschickt. Wir forderten die Aufnahme von Verhandlungen über die Anerkennung aller Studientitel.

Wir sind dann auch an die jeweiligen Sitzungsorte der gemischten Kommission gefahren. Im Hintergrund sind wir mit der österreichischen Delegation in Kontakt geblieben, da wir persönlich nicht an den Treffen teilnehmen durften. Es war eine schwierige Situation: Wir wussten, dass die Italiener das Abkommen auf die Anerkennung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer beschränken wollten. Die geisteswissenschaftlichen Fächer wären damit nicht berücksichtigt worden. Sie hatten auch das Recht dazu, denn im Pariser Vertrag wird nur von der Anerkennung „bestimmter“ Studienrichtungen gesprochen.



Stichwort Scharfmacher: wie agierten Sie in einer Zeit, als die Volksstimmung kippte und es in Richtung Anschläge (Feuernacht, etc.) ging?

F.v.W.: Während der Verhandlungen in Rom und später in Wien hatten schon viele in der Volkspartei zu einer härteren Gangart gedrängt. Es müsse auf das Ganze gehen. Es war uns jedenfalls klar, dass es nicht zum entscheidenden Durchbruch kommen würde (in Rom, A.d.V.). Wir wollten wenigstens ein Zwischenergebnis erreichen, damit der Weg für die Anerkennung der geisteswissenschaftlichen Fächer offen blieb.

Auch in der österreichischen Delegation gab es Hardliner. Schlussendlich wurden alle davon überzeugt, dass es zu einer wohlwollenden Weiterführung der Anerkennungsverhandlungen kommen sollte. Die Aufgeschlossenheit des damaligen Unterrichts- und Außenministers in der Regierung Antonio Segni hat

zum Erfolg beigetragen.

R.S.: In der Zwischenzeit haben wir aber auf der Südtiroler Seite durch den Abgeordneten und Sekretär des deutschen Kulturinstituts Mitterdorfer eine auf den Deckel bekommen. Er hat mich darauf hingewiesen, dass ich die Amtsstunden einhalten solle. Besser als Blödsinn zu schreiben und die einzelnen Delegationsmitglieder zu kontaktieren. Wir hatten nämlich geschrieben, dass wir der italienischen Kultur aufgeschlossen gegenüberstanden.

F.v.W.: Das hatte in Rom einen sehr guten Eindruck gemacht. Wir wollten uns auf die Wellenlänge der Verhandlungspartner einstellen. Die meisten der Hardliner vertraten die Auffassung, dass es mit den Verhandlungen sowieso nicht mehr weitergehen würde. Doch im April 1956 trafen sich dann die Delegationen in Wien erneut. Dort bin ich auch hinausgefahren und habe mich mit der italienischen Delegation getroffen. Ich habe mit ihnen die ganze Situation in Südtirol diskutiert. Im Anschluss gab es dann auch einige Treffen mit der österreichischen Delegation. Interessant war, dass zur gleichen Zeit die Österreichische Hochschülerschaft eine große Südtirol-Kundgebung veranstalten wollte. Daraufhin hat mich der italienische Delegationsleiter zu sich gerufen und mich gefragt: „Ma che cosa state facendo?“ Wir haben uns mit den Organisatoren der Demonstration getroffen und mit ihnen gesprochen. Wir versuchten ihnen zu erklären, wieso der Termin für die Kundgebung unglücklich gewählt war. Wir konnten sie überzeugen und sie haben den Protestmarsch verschoben. In der ganzen Sache ist es uns um die Durchsetzung des Verhandlungserfolges gegangen; gleichzeitig waren wir und unser Freundeskreis gegen jede Form der Scharfmacherei. Illegale Aktionen wären für uns nie in Frage gekommen.

R.S.: Die Hochschülerschaft hat sich in der ganzen Zeit von diesen Dingen herausgehalten, obwohl auch von der österreichischen Seite immer wieder versucht worden war, uns in dieses Lager – z.B. bei einer Aussprache mit Wiedmoser um 1958/59 – hinein-zuziehen. Wiedmoser versuchte alle aufzuhetzen. Er machte keinen Hehl daraus, was er und seine Gruppe



beabsichtigen würden.

F.v.W.: Es hat ihnen überhaupt nicht ins Konzept gepasst, dass die Hochschülerschaft trotz der aufgeheizten Lage Erfolge erzielte. Wir sprechen hier vom Jahr 1956: eine absolut schwierige Phase. Aus der heutigen Sicht muss bedacht werden, dass ein positiver Ausgang der Verhandlungen nur zu diesem Zeitpunkt möglich gewesen ist. Die Anerkennungs-Thematik wäre sonst erst wieder mit dem Abschluss des Pakets 1972 in Frage gekommen. Mit allen damit verbundenen Problemen um die Staatsprüfung und die Folgen für die Kulturpolitik.

Was wäre passiert, wenn die Verhandlungen für die Studientitel ohne Ergebnis geblieben wären?

F.v.W.: Ich denke, dass die Anspannung sicherlich zugenommen hätte. In gewisser Weise hätte ich sogar Verständnis dafür aufgebracht.

R.S.: Wir hatten damals auf der Anerkennung der geisteswissenschaftlichen Studientitel bestanden. Zum Glück sind wir mit einem Ergebnis heimgefahren.

Was waren Ihre Motive und Bestrebungen sich während Ihrer Studienzeit für diese Themen einzusetzen?

F.v.W.: Meine Generation ist durch die Option und durch den Krieg gebrandmarkt. Mein Vater war Dableiber, der in der Folgezeit auch zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurde. Dieser Zeitabschnitt

hat Wunden und Eindrücke in jedem von uns hinterlassen. Nach dem Krieg war die erste Hoffnung, dass Südtirol wieder zu Österreich kommen würde. 1944 besuchte ich in Meran die Volksschule und dort kam eines Tages ein deutscher Lehrer zu meiner Familie nach Hause. Er berichtete über einen Radiobericht, wonach Südtirol selbstverständlich wieder zurück zu Österreich fiel. In der Naivität der damaligen Zeit glaubte man klarerweise daran. Meine Eltern öffneten eine Flasche Champagner und feierten diese Nachricht. Das zeigt, dass wir schon sehr früh politisiert wurden. Das geschah auch durch die geistlichen Schulen rund um Hugo Gamper.

Ich habe in Florenz und in Rom studiert und bin durch die Kontakte von Rainer Seberich mit Josef Ferrari zusammengekommen. Er hat uns in der Diskussion begeistert und zwar für die Situation der Hochschüler etwas zu tun.



Rainer Seberich

R.S.: Josef Ferrari war eine große Persönlichkeit, die sehr auf uns abgefärbt hat. Er hat den Weg des Ausgleichs und Interessen der deutschsprachigen Kultur in Südtirol vertreten.

Die Lehrerausbildung war ein sehr wichtiger Schritt im Rahmen der Anerkennung. Unumgänglich für die Aufrechterhaltung der deutschen Schule...

R.S.: Ich bin nach meiner Tätigkeit bei der SH durch Josef Ferrari in das deutsche Schulamt gewech-

selt. Wir waren damals nicht weitergekommen mit der Lehrbefähigungsprüfung für die Lehrer. Diese waren eingeführt worden, weil die zuständige Behörde in Rom Wettbewerbe machen wollte. Erst in einem zweiten Schritt wollte man die so wichtige Lehrbefähigung angehen. Und da habe ich mich an die Hochschülerschaft gewendet und mit ihnen einen Entwurf für ein Dekret des Präsidenten der Republik ausgearbeitet. Übrigens waren wir mit dem sardischen Präfekten De Magistris im Kontakt, der uns in einer sympathischen aber rigiden Art seine Verhandlungsstrategie zu verstehen gab: „La prima parola di un funzionario sardo é no!“ Aber er gab uns positive Signale, dass er ein solches Dekret unterstüt-



Franz von Walther

zen würde. 1959 wurde dieses Dekret verabschiedet, also noch eine ganze Zeit vor den Anschlägen der Feuernacht. Die Anschläge haben bewirkt, dass die Durchführungsbestimmungen hinausgezögert wurden. Es ist erst 1965 zur ersten Durchführung der Lehramtsprüfung gekommen. Wie man sieht, haben die Anschläge nicht nur Gutes gebracht, sondern auch manches retardiert.

F.v.W.: Was die Anschläge betrifft, so ist das Positive der Prozess, der in der Folge in die Wege geleitet wurde.

Neben den Beweggründen der Anschläge darf man auch den betroffenen Staat und dessen Prestigeverlust nicht aus den Augen verlieren. Der musste Ordnung schaffen, um international wieder anerkannt zu

werden. In jedem Nationalstaat sind Minderheiten ein Fremdkörper. Daran musste sich Italien erst anpassen.

Wie würden sie ihre Haltung bezüglich der Verhandlungen zur Studientitelanerkennung beschreiben?

F.v.W.: Wir waren aufgeschlossene Leute. Das lässt sich anhand eines Beispiels verdeutlichen: Bei den Verhandlungen in Wien war ein gewisser Professor Sacchetto mit dabei. Wir wussten, dass er der Anerkennung eher skeptisch, wenn nicht sogar negativ, gegenüberstand. Dieser Professor hielt während der Verhandlungen einen Vortrag im italienischen Kulturinstitut über die Reisen von Francesco Petrarca. Wir haben beschlossen dort hinzugehen und uns in die erste Reihe zu setzen – wir wollten ihm damit zeigen, dass wir gegenüber der italienischen Kultur aufgeschlossen waren und nicht prinzipiell eine ablehnende Haltung inne hatten.

Wie wichtig ist es in einem Ambiente fern des Gewohnten und Vertrauten zu studieren?

F.v.W.: Damals war die Situation ganz eine andere. Wir waren aus einer nützlichen Notwendigkeit heraus weggegangen. Erst dann erkannten wir es als Erweiterung des Horizonts an. Es gab schon ein paar Sommerkurse verschiedener Universitäten in Brixen zu jener Zeit.



Dann sprach man von einem Universitätsprojekt; ich war aber wegen der zuvor genannten Prinzipien dagegen. Ich glaube, dass durch das Studium fern der Heimat das Denken eine viel breitere und sicherlich oft auch andere Richtung bekommt.

Wären die kulturellen Eigenheiten Südtirols ohne die Anerkennung der Studientitel für den Unterricht verloren gegangen?

F.v.W.: Das Unterrichtssystem an den Schulen wäre durch das Fehlen ganz klar schwerwiegend beeinträchtigt gewesen – mit all den dazugehörigen Folgen. Ohne eine Anerkennung hätten es sicherlich viel weniger Studenten auf sich genommen, in Österreich Germanistik zu studieren. Das hätte das Schulsystem entscheidend beeinträchtigt.

R.S.: Von Seiten der volkstumpolitischen Seite gab es Eingaben an Österreich, dass den Südtiroler Hochschülern durch das Studium in Italien die deutsche Kultur komplett abhanden komme. Doch statistisch konnte man feststellen, dass die italienischen und österreichischen Kandidaten bei der Lehramtsprüfung mehr oder weniger gleich abschnitten; dies würde gegen diese These sprechen. Aber sicher ist, dass eine Ausbildung in Deutsch als Fremdsprache – da sich die Ausbildung in Italien vor allem um die romanische Kultur drehte – nicht geeignet ist. Man muss unterscheiden zwischen einem Unterricht in der Muttersprache und einer muttersprachlichen Schule. Das ist etwas ganz anderes. Ferraris und auch meine Meinung war, dass Schule und Kultur immer zusammengehören. Es war von dem her nicht zu vernachlässigen, wo jemand studierte, sondern die Verbindung zum Mutterraum – so haben wir das damals ausgedrückt – war notwendig.

Nach der Sicherung der Studientitel war die eigentliche Funktion der SH erfüllt. Kam es in der Folge zu einem Paradigmenwechsel; und falls ja, mit welchen Gefühlen haben sie diesen Wechsel mitverfolgt?

R.S.: Wir haben diese Umstrukturierung durch die Studientagung von 1957 selbst eingeläutet. Wir setz-

ten uns damals mit vielen Politikern an einem Tisch und haben die Lage in Südtirol analysiert. Wir wollten selbst keine Politik betreiben, sehr wohl aber politische Bildung. Wir hatten von Anfang an Schwierigkeiten mit dem Kulturinstitut. Ihr Vorwurf war, dass zu wenig volkstumpolitisch gehandelt würde. Die Informationsfunktion des Skolast wollte man auch einstampfen. Sogar der spätere Landesrat Zelger hat schon 1957 festgestellt, dass er mit einer solchen Hochschülerschaft nicht zusammenarbeiten könne.



Grundsätzlich muss ich aber sagen, dass die Hochschülerschaft von Anfang an zur Öffnung des geistigen Horizonts in Südtirol beigetragen hat. Dabei war eben „der fahrende Skolast“ ein nicht unwesentliches Mittel, da sonst ja keine andere Kulturzeitschrift existierte.

F.v.W.: Es gab in der Folge immer wieder den Drang, aus der SH eine gewisse Parteijugendbewegung zu machen. Die Ausrichtung lag für uns in erster Linie

auf der Vermittlung von politischer Bildung. Und das wollten wir unbedingt beibehalten.

Der Skolast: geboren als Informationszeitschrift. Was ist daraus geworden?

R.S.: Er war die erste Zeitschrift, die sich unabhängig deklarieren konnte und nicht bei DEM Verlag gedruckt worden war; dadurch waren auch die Möglichkeiten ganz andere. Es gab immer schon lange Diskussionen, ob er nur eine informative Rolle spielen sollte oder auch einen kulturellen Aspekt erfüllen sollte. Mein Kollege Thurner befürchtete, dass er bei zu viel Kultur zu einer Beilage des „Schlerns“ werden würde. Die Kulturfunktion hat sich aber sicherlich eingestellt, da der Skolast sehr wohl ein gewisses Niveau bekommen hat. Es ist gelungen, neue Bereiche kulturell zu öffnen.

Die SH hat sich in ihrer Folgezeit politisch entwickelt, sodass die Politik als Parteipolitik eine große Rolle gespielt hat. Wie stehen sie aus heutiger bzw. aus damaliger Sicht zu dieser Entwicklung?

F.v.W.: In der Zeit, wo die SH einen schärferen Ton angeschlagen hat, war ich beruflich in Rom und habe nur sehr spärliche Informationen bekommen. Vor allem nach der Statutsänderung unter dem Vorsitz

von Otto Saurer war es eindeutig politisch geworden. Eigentlich sind mir solche Töne schon davor, während dem Präsidenten Luis Durnwalder aufgefallen.

R.S.: Zu dieser Zeit konnte man schon klar die zwei Richtungen erkennen: eine liberale und eine konservative Richtung. Durnwalder wurde Präsident und hatte Schwierigkeiten mit Stuffer. Dieser hatte in der Folge zusammen mit Alexander Langer die Brücke gegründet. Die starke Linkstendenz haben wir nicht so gerne gesehen. In den 1970-80er Jahren hat sich die SH zu einer Art Partei ausgebildet.

F.v.W.: Wir haben das nicht gern gesehen. Gleichwenig gefielen mit die späteren Angriffe in den Dolomiten von Rampold auf die SH.

Vor fünf Jahren hat es einen Film gegeben, der die 50 Jahre SH aufgearbeitet hat. Sie waren damit nicht einverstanden, warum?

F.v.W.: Der Film stellt den Prozess der Studientitelanerkennung auf die selbe Ebene wie den Akt der Anerkennung über die Universität Bozen; und dies ist einfach nicht richtig: Die Erarbeitung des Abkommens in den 1950er Jahren war eine sehr heikles, politisches und diplomatisches Ergebnis von vielen Verhandlungen und Sondierungen. Die Anerkennung über die Universität ist ein reiner bürokratischer Akt, der, wie gesagt, nicht vergleichbar ist.

Interview: Hannes Senfter.

Der fahrende Skolast - Mitteilungsblatt der SH

Der Skolast als Medium für Gesellschaftskritik und moderne Literatur

Die erste Nummer von „der fahrende skolast - Mitteilungsblatt der SH“ erschien im Februar 1956. Schon in dieser ersten Nummer definiert Franz von Walther, Vorsitzender der SH, die Ausrichtung des Blattes als ein Forum für öffentliche Diskussionen unter den Studierenden. Dadurch sollte der beschränkte Provinzialismus überwunden und die ethnische Geschlossenheit unter den Studierenden gefestigt werden.

Die Südtiroler Hochschülerschaft war gegründet worden um die Südtiroler Studierenden in Österreich in organisatorischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu unterstützen, vor allem aber auch um den Zusammenhalt zwischen den Südtiroler Studierenden zu fördern und deren kulturelle Identität zu stärken. Im Hinblick auf diese Zielsetzung schien es sinnvoll, eine Zeitschrift für die Studierenden herauszugeben. Diese sollte - neben der informativen Ausrichtung - den geistigen Austausch unter den Studierenden fördern, also eine öffentliche Plattform für neue Ideen bieten, auch für literarische Texte. Die Idee von Franz von Walther und Rainer Seberich traf aber nicht sofort auf ungeteilte Zustimmung. Bei der Vollversammlung der SH im Dezember 1955, wo das Vorhaben diskutiert wurde, vermerkt das Protokoll: Thurner: „Literarische Zeitung – lächerlich!“.¹ Nach einem Jahr meint Franz von Walther im Editorial: „Der erste Schritt ist gelungen: man kritisiert und schimpft. Wir wissen nun, dass die SH sich durchgesetzt und bewährt hat.“

Der Skolast als Medium für Gesellschaftskritik: Die SH und die Kulturpolitik der SVP

Seit ihrem Bestehen setzte sich die SH intensiv mit der Bildungs- und Kulturpolitik des Landes auseinander. Sie verstand sich als ein wichtiger Kulturträger, für den kulturelle Fragestellungen ein zentrales Anliegen

sein müssen. Auf ihren Studientagen stellte die SH aktuelle Themen zur Diskussion und gab in der Folge jeweils Sondernummern des Skolast heraus, in denen die Referate und Diskussionen veröffentlicht wurden. Das Medium für die Diskussionen bildete also der Skolast, der in diesen ersten Jahren ein Forum für geistige Auseinandersetzungen, für Kritik und freie Meinungsäußerungen war. Insgesamt waren die Stellungnahmen aber dem Gedanken der ethnischen Geschlossenheit, des Zusammenhalts zwischen den Studierenden untergeordnet.

Ein Beispiel dafür stellt die IV. Studientagung der SH im Jahr 1960 dar. Sie stand unter dem Thema „Volks- tum und Kultur in Südtirol“. Es ging dabei um eine Begriffsbestimmung von Kultur im Allgemeinen, also weniger um eine gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit dem Thema, sondern vielmehr darum, die kulturellen Aufgaben der deutschsprachigen Südtiroler (Studierenden) konkret zu definieren. Drei Jahre später thematisiert Wolfgang Kapfinger im Skolast 1963 das geltende Kulturverständnis in Südtirol jedoch durchaus kritisch:

Spricht ein Südtiroler (natürlich keiner der Verräter an seinem Volke)² von Kultur, so spricht er von der Schönheit der Heimat, die zu schützen es gilt (sonst kommen ja keine Fremden mehr ins Land); vom Brauchtum, das erhalten bleiben muss unter allen Umständen (auch wenn in gewissen Fällen der Einzelne nicht weiß, wozu); von Fresken in Kapellen, die aufzufrischen nötig ist; von der Geschichte des Landes Tirol, wie es schon immer um seine Freiheit kämpfen musste (ohne aber zu sagen, dass Andreas Hofer vor Hundertfünfzig Jahren lebte)³.

„Ziele und Möglichkeiten einer Kulturpolitik für Südtirol“ war das Thema der X. Studientagung der SH im Jahre 1966. Einer der Vortragenden war Anton Zelger, der damalige Vizeassessor für Kultur. In seinem Referat unterschied er die sogenannte Stadt-

kultur, die nur von einzelnen Personen getragen werde mit allen Gegensätzlichkeiten „echter und falscher Modernität“ (als Beispiel führt er hier den Skolast an, der nur möglich sei aus der Tätigkeit einzelner). Daneben gebe es die Volkskultur, wo die breite, anonyme Schicht des Volkes in großen Zeiträumen statisch, traditionell, schöpferisch tätig ist, also Blasmusikkapellen und Volksbühnen. Er betonte, wie wichtig die Verbindung mit dem deutschen Kulturraum ist und befand, dass Kulturpolitik auf ethischen Werten basieren, das heißt christlichen Maßstäben genügen müsse:

Die Kulturpolitik in Südtirol wird sich daher den Wertsetzungen des Lebens in Südtirol anzupassen haben und nur dann wird es eine Politik sein, die Großes, Echtes unterstützt und Mittelmäßiges, Faules abwehrt. Die Entwicklung unserer Kultur wurde lange Zeit vom Christentum allein getragen und ich glaube, dass auch in der Gegenwart Zielsetzungen unserer Kulturpolitik mit christlichen Zielsetzungen weitgehend parallel gehen können und sollen.⁴

Egmont Jenny wendete sich in seinem Referat explizit gegen diesen „extremen Konservatismus“ der Kulturpolitik und entlarvt gewisse Bestrebungen als Machtgier:

Was man in Wirklichkeit unter der Tarnung nationaler Parolen erhalten will und es nicht offen auszusprechen wagt, ist das Bildungsmonopol, das einige konservative Gruppen, darunter besonders die klerikalen Kräfte, in Südtirol noch innehaben. Was man erhalten will, sind jene Machtpositionen im sogenannten kulturellen Leben der Volksgruppe, die sich politisch auswirken und bezahlt machen.⁵

Jenny plädierte dafür, dass Kultur mehr sein müsse als Traditionspflege und betonte, dass ein echter kultureller Fortschritt wichtig sei, um nicht in eine geistige Isolierung zu geraten, die er bedrohlicher empfand als die politische.

Im Frühjahr 1967 veranstaltete die SH in Bozen einen Diskussionsabend zum Thema „Kulturpolitik in Südtirol – ohne Jugend?“, wo sich die Jugendlichen gegen die „Einstufung der Jugend nach Parteizugehörigkeit statt nach Leistungsfähigkeit“, gegen das unkritische Nachplappern vorgegaukelten Gedankenguts und gegen die engstirnige Unkultur, die sich in der Ablehnung des Dialogs und der Konfrontation mit den „anderen“, den Italienern Südtirols äußere.⁶

Die XII. Studientagung 1968 schließlich zum Thema „Zum Selbstver-



1 skolast, 1956, Nr. 6, S. 9

2 So waren jene Südtiroler bezeichnet worden, die ihr Studium in Italien absolvierten.

3 skolast, 1963, Nr. 4, S. 5

4 skolast, 1966, Sondernummer Studientagung, S. 8

5 skolast, 1960, Sondernummer Studientagung, S. 9

6 skolast, 1967, Nr. 2, S. 26



die skolast skolast - öffentliche hochschulvermittlung
skolast, mai 1968, 18. Jahrgang nr. 7

skolast



ständnis der Südtiroler“ lieferte brisanten Diskussionsstoff zur Kulturpolitik des Landes. Neben der Situation der Presse in Südtirol stand die Frage nach der kulturellen Einheit Tirols im Mittelpunkt der Tagung. Man fragte sich, inwieweit diese Einheit noch der Wirklichkeit entspreche bzw. nur Mittel zur Propaganda biete.

Eine ausschließlich auf Bewahrung der Tradition fixierte Kulturpolitik rief heftige Kritik bei den Studierenden hervor, man ging sogar so weit zu sagen, dass die derzeitige Leitung des Amtes für Schule und Kultur nicht mehr tragbar sei. Bezugnehmend auf die Studientagung schreibt Toni Ebner in seinem Leitartikel in der Dolomiten, u.a.: „Wer an dieser Studientagung nicht teilnimmt, hat als Südtiroler ganz bestimmt nichts versäumt.“, die Tagung sei zum Scheitern verurteilt, die Kommunisten und Halbkommunisten würden nichts Verbindliches über Südtirol von sich geben.

Als Ergebnis der Studientagung wurden die „Gedanken zur Kulturpolitik in Südtirol“ im November 1968 an alle Politiker im Land versendet. Darin machte die SH konkrete Vorschläge zur Kulturpolitik. Zentrale Kritikpunkte waren, dass die Kulturpolitik nur bäuerliche Lebensformen berücksichtigte und die Prägung des Stadtbildes dem italienischen Einfluss überlassen würde. Daraus ergab sich die Forderung nach der Errichtung eines Landesjugendreferates sowie nach finanzieller und moralischer Unterstützung der bestehenden Kulturzeitschriften Skolast und die brücke, die bisher nicht unterstützt worden wären, weil „sie kritisieren“. Weitere Forderungen betrafen die Gründung von Kulturzeitschriften, die Sammlung der Dissertationen, staatliche Stipendien, eine Universität in Südtirol, eine Liste der Studententitel, die in Italien anerkannt werden und verschiedene Projekte für die Oberschüler, wie z. B. Auslandsaufenthalte.

Provokant war bei dieser Studientagung auch die unter dem Thema „Zum Selbstverständnis der Südtiroler“ eingebettete Frage: „Nun sag, wie hast du's mit den Italienern?“. In der Folge setzte die Diskussion um die Aufnahme italienischer Studierender in die SH ein. Allerdings warnte in der Folge Paul Zanon, der Vorsitzende der SH 1970, vehement davor, Südtirol zum Experimentierfeld für einen radikalen Austauschprozess zwischen deutscher und italienischer Kultur zu machen. Der Weg bis zur Öffnung der SH auch für Italiener war also noch ein weiter.

Immer wieder werden also kulturpolitische Themen von der SH über das Medium Skolast thematisiert, aber die SH musste sich auch fragen, ob sie denn überhaupt ein öffentliches Handlungspotential besaß und musste 1968 selbstkritisch feststellen, dass das jahrelange Bemühen um neue Wege in der Kulturpolitik vergeblich war, „alle Vorsprachen im Amt für Schule und Kultur ein Reden im luftleeren Raum.“⁷

Der Skolast als Medium für moderne Literatur

Die inhaltliche Ausrichtung des Skolast war zunächst relativ traditionsverbunden, auch in bezug auf literarische Veröffentlichungen. Der monopolartige Einfluss der Dolomiten, Sprachrohr der SVP, bedingte eine Homogenisierung der kulturellen und literarischen Produktion. Dazu kam die fehlende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, was ein Anknüpfen an die Grenzland- und Weltkriegsliteratur der 30er Jahre ermöglichte.

Im Laufe der 60er Jahre sahen sich die Jugendlichen neuen Problemen und Kulturströmungen gegenüber gestellt. Die Sozialordnung änderte sich in ganz Europa, die Studentenbewegung brachte neue Ideen und Visionen zum Ausdruck. Der Skolast veröffentlichte Beiträge darüber und öffnete somit den Blick für neue Horizonte und Wirklichkeiten, die außerhalb Südtirols und Tirols lagen. Die innerpolitischen Kontroversen in Südtirol, die Diskussionen um das Paket, die Autonomie und das Zusammenleben der Volksgruppen bewirkten nach und nach auch eine veränderte Einstellung zur italienischen Kultur, was im Skolast mehrfach thematisiert wurde. Die Südtiroler Realität, seine Tabus und Institutionen, u.a. die Monopolstellung der Dolomiten, wurden hinterfragt bzw. abgelehnt. Da sich die Dolomiten in ihrer lite-

rarischen Beilage weniger um Information über neue Literatur als um ein Fernhalten dieser Einflüsse bemühte und der modernen Literatur im Land eher feindlich gegenüber stand, war der Skolast als Sprachrohr und Fokalisierungspunkt in den 60er und 70er Jahren von großer Bedeutung.

Der Skolast bot in den 60er Jahren also eine der wenigen, wenn nicht die einzige Möglichkeit für Studierende schriftstellerische Versuche in einem gewissermaßen geschützten Rahmen zu veröffentlichen. Hans Wielander, der die redaktionelle Leitung des Skolast seit 1961 innehatte, räumte der Literatur besonders viel Platz ein und machte ihn damit zu einem wichtigen Medium für die Veröffentlichung junger Autoren, wie Kuno Seyr, Luis Stefan Stecher, Leonhard Paulmichl, Günther Winter und Konrad Rabensteiner.

Die ersten Veröffentlichungen moderner, nicht traditioneller Literatur stießen zunächst jedoch auf generelle Ablehnung. So lösten z. B. die Texte von Herbert Platzgummer eine breite Kontroverse aus, die die damalige Geisteshaltung in Südtirol verdeutlicht. Platzgummer schrieb in seinen Texten alles klein, beachtete die Regeln der Interpunktion und Rechtschreibung nicht. Es folgte eine Flut von Leserbriefen, wobei es nicht zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung kam, sondern emotionale und persönliche Angriffe gegen die Person Platzgummer überwogen. So schrieb ein Leser an Platzgummer, „daß solchene artigl als wie Du schreibst gans unfer-schamt sind und fileicht iszt das bloß ein Mannsbild, wo thum daherred und die Barthar lang sind aber der Ferstand ist kurtz.“

In einer Stellungnahme hatte Platzgummer aber seine Ideen dargelegt und eine inhaltliche Diskussion gefordert:

⁷ skolast, 1968, Sondernummer XII, 2. Teil, S. 4.

„neue ideen sollte man haben. Da ich solche nicht habe habe ich eine neue falschscheibung. (...)kein wort oder begriff wird deshalb entwertet oder herabgemindert daß man es klein schreibt der sinn und der wert bleiben ganz gleich. Es wäre wichtiger, anstatt zu überlegen wi schreibe ich das wort, nachzudenken opb das wort meinem begriffe entspricht. Di kleinschreibung (...) ist notwendig um di schrift zu vereinfachen, daß man endlich dazu übergeen kann di sprache zu pflegen.

Es entstand im Skolast aber keine wirkliche inhaltliche Diskussion, es gab nicht einmal sachliche Reaktionen auf die neuen literarischen Versuche. Eine Reaktion auf die literarischen Versuche im Skolast bestand z. B. darin, dass man dem Skolast „jede Unterstützung (...) vorerhand versagte“.

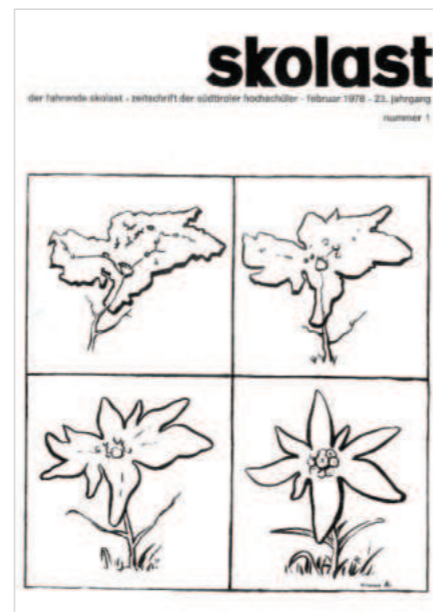
Wolfgang Kapfinger veröffentlichte im selben Jahr einen Artikel mit dem Titel „Gedanken zu einer in Südtirol verfaßten Zeitung“ und plädierte darin für die Herausgabe einer kulturellen Monatszeitschrift, in der alle Kunstgattungen vertreten sein sollten, die sich auf keine Linie festlegen lassen und auch für italienische Beiträge offen sein sollte. Er bezeichnete die herrschende Einstellung in Südtirol als „Reservamentalität, die nur auf die Abwehr fremder Einflüsse bedacht ist“.⁸

Auch auf diesen Artikel folgte eine Flut von Gegenstimmen; für Siegfried Stuffer etwa bestand die beste Möglichkeit die italienische Kultur zu verstehen darin, dass „wir energisch weiter auf unserem Eigenleben beharren“. Er spricht außerdem den literarischen Versuchen im Skolast einen wirklichen Kulturanspruch ab.⁹

Das Südtiroler Kulturinstitut verlangte in der Folge eine gewisse Linie vom Skolast. Wolfgang Kapfinger dazu:

Eine freie Meinung muß nicht katholisch sein. Wir haben ein Recht auf freie Meinungsäußerung. Freiheit ist ohne Einschränkung. Ideen haben keine Grenzen. (...) Sie wollen nicht Gedichte, Kurzgeschichten. Sprechen abfällig von lyrischen Ergüssen. Die Zeit der Romantik ist nicht mehr, viele huldigen einer Wald- und Wiesenpoesie. Wir lesen sie oft. Nicht aber im skolasten.¹⁰

Es folgte eine grundsätzliche Diskussion über die inhaltliche Gestaltung des Skolast; manche meinten, dass der Skolast ein Gradmesser für die geistige Regsamkeit in Südtirol sei; wenn überhaupt etwas Fortschrittliches geschrieben werde, könne man es nur dort finden.



Dennoch entstände manchmal der Eindruck von „Avantgarde um jeden Preis“; Rainer Seberich warnt dagegen davor, die Avantgardisten als Sündenböcke zu benutzen, diese seien sicher nicht geistig uninteressiert und unschöpferisch. Hansjörg Kucera etwa bemängelt die sprachliche Gestaltung des Skolast, häufig sei die Sprache ein „nicht gekonntes Künstlerdeutsch, das sich mit Schlagwörtern und bombastischen Wortverdrehungen, mit Regelverstößen und Wortspielen den Anstrich von Interessantheit geben will“. In bezug auf die literarischen Beiträge müsse er dringend warnen; der Skolast könnte sonst als voll von Unsinn gelten.¹¹ Erst Ende der 1960er Jahre setzt aufgrund einiger Initiativen der SH wieder eine lebhaftere Diskussion um moderne Literatur in Südtirol ein. Höhepunkt der langjährigen Bemühungen um eine literarische Erneuerung in Südtirol war die XIII. Studientagung der SH in Brixen, wo N. C. Kaser seine berühmte Rede hielt und eine Neubelebung des Literaturbetriebes in Südtirol einleitete.

Auch wenn sich im Skolast also keine neuen Literaturströmungen entwickeln konnten, so stellte er dennoch eine, wenn nicht die einzige Möglichkeit für junge AutorInnen dar, erste literarische Versuche zu veröffentlichen und dies in einem durchwegs geschützten Rahmen. Dennoch blieb die inhaltliche Ausrichtung des Skolast in den ersten Jahren eine vornehmlich traditionelle, auch weil eine (finanzielle) Abhängigkeit von den politischen Machthabern gegeben war. Im kulturpolitischen Bereich wurde langsam eine Diskussion ermöglicht, über Jahrzehnte wurden Diskussionen geführt. Wenn auch konkrete Ergebnisse oder Änderungen erst Jahrzehnte später spürbar wurden, so war es dennoch die mühsame Vorarbeit der SH, bzw. des Skolast, Diskussionen in Gang gesetzt, Themen zur Sprache gebracht zu haben.



8 skolast, 1963, Nr. 4, S. 5

9 skolast, 1964, Nr. 1, S. 14

10 skolast, 1964, Nr. 1, S. 3

11 skolast, 1964, Nr. 2/3, S. 7



Ingrid Hasler,
Jahrgang 1975; studierte in Innsbruck Deutsche Philologie
und Französisch Lehramt (Auslandssemester in Poitiers);
Unterrichtstätigkeit an verschiedenen Schulen;
Mutter von zwei Söhnen und derzeit in Elternzeit.



Gli studenti scomodi della Hochschülerschaft (1976/2005)

Festrede von Renate Mumelter, Haselburg am 9. Juli 2005

Die Gelegenheit zu diesem historischen Auftritt heute haben mir zwei Umstände verschafft: Einmal die Tatsache dass ich im fernen Studienjahr 1976/77 die erste Frau als SH-Vorsitzende war, und zweitens, dass die sb-asuslerInnen von heute sich die Mühe gemacht haben, in der SH-Geschichte zu wühlen, meinen Namen zu finden und mich dann auch noch einzuladen. Danke.

1976/77 war ich also SH-Vorsitzende, und heute möchte ich erzählen, wie es dazu gekommen ist, und wie sich das für eine Frau angefühlt hat.

Die Voraussetzungen

Ich komme erstens aus einer Familie, in der es üblich ist, das Maul aufzureißen. Ich bin, zweitens, unter Männern groß geworden, hatte also keine Berührungängste in Bezug auf das, was man Männerwelt nennt, und ich konnte drittens mit ziemlicher Sicherheit annehmen, ausreichend intelligent zu sein (wenn Intelligenz eine für Politik erforderliche Qualifikation sein sollte). Viertens hatte ich eine soziale Ader, geschult in jahrelangem Klassensprecherinnen-Dasein im Angesicht anerkannt harter Professoren. Fünftens nahm man an, dass ich links sei, und so wird es wohl auch gewesen sein. Mir persönlich war das zwar nicht so aufgefallen. Ein ausgeprägter Hang zum Individualismus versperrt einem ja lebenslang den Zugang zu Parteienlogiken. Mein Linkssein, wenn wir es so nennen wollen, hatte weniger mit Schlagworten/Ideologien als vielmehr mit Abgrenzungen im Praktischen zu tun. Die erkonservative Trennungspolitik der tüchtigen SVP war für mich als Stadtkind aus liberalem Haus ein Unding. Mich interessierten die Menschen, die Welt, das Wohlergehen und die Gerechtigkeit. Und die interessieren mich heute noch. Deshalb bin ich vielleicht heute mehr links als viele der damals ultralinken und inzwischen konvertierten männlichen Kollegen. Auch vom Feminismus wusste ich, sechstens, nicht viel. Schlagworte waren mir suspekt, aber ich wusste, dass ich mich verteidigen muss. Und so ist es passiert.

Das Ereignis

Zur Kandidatur vorgeschlagen hatte mich ein ehemaliger Schulkollege, wieso weiß ich heute noch nicht; ich habe immer angenommen, es sei niemand anders zu finden gewesen, und da sei ich gerade recht gekommen. Dass meine Zusage, den Job als SH-Vorsitzende anzunehmen, auch einigen Zündstoff in sich barg, bemerkte ich zum ersten Mal, als mein Freund deutlich machte, dass ihm das alles nicht besonders passte. Mein natürlicher Widerstandsgeist war geweckt. Ich habe die Geschichte durchgezogen und mich vor und nach meiner Wahl durchlaviert zwischen dem Bemühen, den Freund nicht zu vernachlässigen, das Studium weiterzuziehen und meinen Job zu tun.

Die Wahl

Die Vorsitzenden-Wahl war eine hochernstzunehmende Angelegenheit: Für das Amt des/der Vorsitzenden bewarben sich Kandidat und GegenkandidatIn, beide präsentierten sich vor dem Ausschuss, und dann wurde gewählt. Die zwei Seiten waren klar definiert, hier die Linken und dort die Rechten (sprich: SVPlert). Jede SH-Ortsgruppe ließ sich einem Lager zuordnen. Und deshalb war, ganz so wie in der großen Politik, bereits vor der Wahl

abzuschätzen, wer gewählt werden würde. Weil man aber nie wusste, ob nicht irgendwo Heckenschützen lauerten, sorgte man für einen Stimmenpolster. Die JG in der SVP unter Frick und Peterlini war damals stark an einer Übernahme des aufmüpfigen StudentInnenhaufens interessiert und setzte alle Hebel in Bewegung, erfand neue Ortsgruppen, um die Mehrheit zu bekommen. Wir nahmen uns daran ein Beispiel, gründeten ebenfalls Ortsgruppen und behielten auch später die Oberhand. Mein Gegenkandidat Markus Perwanger musste damals Federn lassen, und ich hatte den unbezahlten Job.

Die Auswirkungen: in den Medien

Ich habe in den Zeitungen geblättert: Am 28. Juni 1976 hat die Ausschusssitzung stattgefunden, bei der ich gewählt wurde, am 29. Juni erschien im „Deutschen Blatt“ des „Alto Adige“ ein Bericht unter dem Titel „Hochschülerschaft in zarten Händen“. Untertitel: „Renate Mumelter überflügelt Markus Perwanger“, im Vorspann: „Zum ersten Mal in der Geschichte der Südtiroler Hochschülerschaft übernimmt eine Frau den Vorsitz. Es ist Renate Mumelter, Germanistikstudentin im vierten Semester an der Universität Innsbruck, 22 Jahre jung, hübsch und auch schlagfertig. Dies hat sie bewiesen, als sie auf verfängliche Fragen antworten mußte, die ihr die Verfechter ihres Gegenkandidaten Markus Perwanger stellten“, schrieb meine spätere Chefin Eva Klein damals. Eine junge Frau musste man offensichtlich vor allerhand Verdachtsmomenten schützen: wie z.B. der Möglichkeit, dass sie hässlich sein könnte oder nicht ganz auf der Höhe. Danke Eva.

Einen Tag später titelte die Tageszeitung „Dolomiten“: „Historische Stunde in der SH. Erstmals eine Studentin zur Vorsitzenden gewählt“, und im gleichen Atemzug schrieb sie: „Eine desolante Finanzlage.“ Selbstverständlich war auch von der Vertreterin des „schwachen



Übernahme der Stipendien der Sparkasse (Josef Brandstätter)



Als SH-Vorsitzende mit den Vertretern des Südtiroler Kulturinstituts (Waldthaler sitzend Bildmitte, Marjan Cescutti rechts)

Geschlechts“ (unter Anführungszeichen immerhin) die Rede.

Im „Volksboten“ platzierte Elisabeth Baumgartner unter dem Titel „Verpflichtet, kritisch zu denken. Die 1. weibliche Vorsitzende der SH antwortet zum Thema Südtiroler Hochschüler“ einen ausführlichen Artikel. Die Platzierung allein schon war ein journalistisches Meisterstück, denn in den 1970er Jahren wurde die SH von der SVP-nahen Presse fast nur übel beschimpft.

Die Auswirkungen: privat

Episode 1: Ich hatte damals, wie jedes Jahr, einen Sommerjob. 1976 war ich im Keller des Geschenkladens „Marchetti“ unter den Bozner Lauben Verkäuferin. Nach Dienstschluss konnte ich mich dann (ohne Handy- und E-Mail-Hilfe übrigens) der SH-Arbeit widmen. Als die ersten Artikel über meine Wahl in den Zeitungen erschienen, nahm mich mein Arbeitgeber beiseite und meinte, mein Privatleben gehe ihn ja nichts an, aber er möchte bei der Arbeit nichts von meiner SH-Tätigkeit mitbekommen. Dass er sich mit der netten Verkäuferin die rote Gefahr direkt in den Laden geholt hatte, hat ihn wohl sehr beunruhigt. Ich war perplex, wie so oft in meinem Leben.

Episode 2: Termin bei Kulturassessor Zelger. Väterlich lehnte sich der Landesrat in seinem Bürosessel zurück, überkreuzte die Beine, zog die Hosenschlotter bis zum Knie, um sich besser am Wadl kratzen zu können, und sagte mir in gepflegter Sprache und geradeheraus, dass er von Frauen, die studieren, gar nichts halte. Ich war wieder perplex. Zelger hat's überlebt.

Die Ideologie

Der „Alto Adige“-Journalist Paolo Pagliaro hat mich am 13. Juli 1976 zum Thema „Gli studenti scomodi della Hochschülerschaft“ interviewt und wollte wissen, wie ich zu dem Vorwurf stehe, die SH sei links. „La società sudtirolese non ha bisogno di consensi, ma di critiche. Se esercitare lo spirito critico significa essere di sinistra, noi siamo di sinistra“, habe ich geantwortet. So war das mit dem Linkssein damals.

Die SH-Arbeit

Unabhängigkeit, Meinungsfreiheit, Pluralismus und Demokratie, stärkere Basisarbeit und Toleranz, das waren die Schlagworte, unter die ich meine Amtszeit gestellt hatte, eine Amtszeit, die immer im Zeichen der Teamarbeit gestanden hat. Als praktischer Mensch, waren mir ideologische Diskurse ohne Bodenhaftung ein Gräuel. Wir versuchten, konkreter zu sein, und so haben wir eine Tagung über die „Jugend in Südtirol“ abgehalten. Jugend war in den 1970er Jahren in Südtirol noch kein Thema. „Gesetz zur Förderung der Freizeitgestaltung in Südtirol“ hieß denn auch die ursprüngliche Fassung des Jugendförderungsgesetzes, das wir damals gemeinsam mit unseren politischen Gegnern ausgearbeitet haben. Gemeinsam haben wir auch den Jugendring gegründet, und ich habe aus beidem viel gelernt über die Abgründe der Politik. Eine gute Erfahrung.

Was es noch gab: Die Unifrage war zum x-ten Mal abgehakt worden, wir nahmen also das Südtiroler Bildungszentrum ins Visier, zu Recht, wie ich heute noch meine. Ich finde nach wie vor, dass man konzentriert studieren und nach Möglichkeit in die Welt auschwärmen sollte, wenn man studiert. Ich finde nach wie vor, dass Supplenten, die jahrzehntlang eine Arbeit tun, für die sie nicht qualifiziert sind, nicht saniert werden sollten.

Das schlimmste an der SH-Arbeit war übrigens die Sprache, genauer: es waren die Resolutionen, das

Königsinstrument des Politisierens. Wer die Sprache liebt, wie ich, litt Höllenqualen beim Lesen dieser Resolutionen und tiefste Höllenqualen, wenn eine Resolution in der Gruppe ausformuliert werden musste. Überhaupt haben sich an der Sprache die Geister geschieden. Meine Sprache war immer konkret, und das ist in der Politik nicht gefragt. Dort ist „fumös“ besser.

Die Frauenfrage

Im Büro gab's die Rita Mair, langjährige Sekretärin der SH, die allen SH-Männern die Arbeit abgenommen und ihnen gleichzeitig gezeigt hat, wo's langgeht. Ebendiese SH-Männer haben Rita im Gegenzug als Frauenfeindin charakterisiert. Die größte Sorge der Männer bezüglich meiner Wahl, war nicht etwa die, dass ich inhaltlich das eine oder andere anders sehen könnte – ich hatte zum Beispiel keine Angst vor der sogenannten Feindberührung (Gespräche mit politischen Gegnern) – die größte Angst war, dass ich es mit der Rita nicht schaffen könnte, dass wir zwei Frauen streiten würden wie Hund und Katz. Zum Vorfühlen hat mich mein Vorgänger Florian Kronbichler gemeinsam mit Rita in die „Weiße Traube“ in der Museumstrasse eingeladen, und dort haben wir ziemlich gebechert. Rita galt als trinkfest. Zu guter Letzt war Florian derjenige, der nach Hause begleitet werden musste. Ich hatte die Feuerprobe bestanden.

Rita und ich sind übrigens prima miteinander klargekommen. Soviel zur Frauenfrage in der SH der 1970er Jahre.

Das Ende

Nach einem Jahr hatte ich genug gesehen von dieser Welt der Politik, in der die Mächtigen (Tageszeitung „Dolomiten“ hauptsächlich, Michl Ebner war damals selber Student) mit Kanonen auf uns Spatzen geschossen haben. Ich hatte interessante Menschen kennen gelernt und wieder die Notwendigkeit, mein

Studium durchzuziehen. Günther Pallaver wurde zu meinem Nachfolger. Frauen gab es zwar weiterhin im Vorstand, aber ganz an der Spitze traten sie erst viel später wieder auf.

Ein Link nach heute

Mein Leben ist dann sehr umwegig und vielleicht gerade deshalb sehr typisch verlaufen: Studium, Dissertation, nebenbei Unterricht als Suppletin, Promotion, Unterricht an der Mittelschule (weil's halt familienfreundlich ist, auch wenn man keine Familie hat), Arbeit als Lektorin an der Uni, Lehrbefähigung, Unterricht an italienischen Schulen in Bozen und angesichts der Perspektive, bis 65 das Pult beleben zu müssen, Kündigung aus der Stammrolle, Arbeit beim Filmclub, Arbeit beim Alto Adige (Deutsches Blatt), Journalistin seit 1993, seit ebendiesem Jahr auch Mutter (ist alles kompatibel übrigens), seit 1995 Journalistin im Presseamt der Stadt Bozen, wo ich bereits an die gläserne Decke gestoßen bin, passionierte Schreiberin und inzwischen auch überzeugte Verfechterin der Rechte der Frauen.

Und hätte mir Gottfried Solderer (auch ein SHler) bei der Maturantenberatung 1973 den von mir ange-

peilten Journalistenberuf nicht ausgedreht (nach dem Motto: da bei uns ist alles voll), dann wäre ich wohl nie SH-Vorsitzende geworden und stünde heute nicht an diesem Mikrophon. Danke Gottfried. Den Umweg war's wert.

Unsere politischen Gegner von damals blieben in der Machtpolitik, sind heute Landesräte und Senatoren. Wir, die aus den 1970ern, sind Intellektuelle geblieben, JournalistInnen, ProfessorInnen, AmtsdirektorInnen, und wir sind mit den „anderen“, den Landesräten und Senatoren, dank getrennt gemeinsamer politischer Vergangenheit „per du“.

Die SH hab ich in diesen langen Jahren nie ganz aus dem Blick verloren, ab und zu bin ich auf eure Homepage gesurft, um zu sehen, was ihr Jungen so treibt, und als ich die sh-asuslerInnen mit Spruchband und Lokalbezug bei Berlusconis unsäglichem Siegesplatzauftritt gesehen habe, da wurde mir ganz warm ums Herz. Ich hab sie wieder gefunden, „gli studenti scomodi della Hochschülerschaft“.

Die SH ist mit ihren 50 Jahren fast gleich alt wie ich, und sie hat sich gut gehalten. Bravo, macht weiter so, und danke für die coole Fete.



Renate Mumelter,

Matura am Klassischen Lyzeum „Walther von der Vogelweide“ in Bozen (1973), ab 1974/75 Studium der Germanistik/Pädagogik an der Universität Innsbruck; Promotion zur Dr. phil. im Jahr 1983 mit einer Dissertation über „Das Nibelungenlied. Für die Jugend bearbeitet“ bei Prof. Alfred Doppler.

REBOOT

Oder: Eine Kabinenpredigt

Die Mauer ist gefallen, Massenbewegungen jeglicher Couleur sind zerbröckelt, die großen Geschichten sind zu Ende erzählt, die Träume ausgeträumt. Und auch die SH reiht sich ein in die Galerie derer, die zwischen Tod und Scheintod hängen und auf die bitter-süße Erlösung warten.

Die Dinosaurier der Vergangenheit sind entweder ausgestorben oder haben sich zu bedrohten Arten zerlegt, die wie die Alten in den Dorfgasthäusern in Trunkenheit und Demenz ihre Geschichte als wirres Mantra tagein tagaus vor sich herbeten. Die Gründe dafür sind zwar vielfältig, im Endeffekt aber doch sehr ähnlich: eine sich verändernde (natürliche, sozio-ökonomische, kulturelle) Umwelt und mangelnde Anpassungsfähigkeit. Umgelegt auf die Realität einer Südtiroler Studierendenorganisation lassen sich aus dieser banalen Beobachtung möglicherweise interessante Schlüsse ziehen.

Wir wollen die Geschichte derer, die jetzt kraftlos in den Seilen hängen, nicht als eine Geschichte von strategischen Fehlern und fragwürdigen Entscheidungen schlechtmachen.

Viele Strukturen, die in einer anderen Zeit sehr funktional und wichtig waren, wirken heute starr und fehl am Platz.

So oder so ähnlich könnte eine Ein-Satz-Analyse der Südtiroler HochschulInnenschaft aussehen. In ihrer Gründerzeit war die SH wohl einer Notwendigkeit entsprungen (nämlich jener der Studientitelanerkennung der in Österreich studierenden SüdtirolerInnen), hat dann die Jahre der weltweiten Studierendenproteste ein wenig verschlafen, darauf aber gehörig Rambazamba gemacht in der bieder-bäuerlichen Provinzialität. Wahrscheinlich war damals auch nicht alles Gold, was im Rückblick so glänzt. Aber es wurde sich wenigstens ordentlich Gehör verschafft, mit damals (in Südtirol) neuen Ideen und Strategien. Viele der

originellen Gedanken und Persönlichkeiten wurden in die Südtiroler Gesellschaft (wenn auch abgewandelt und zurechtgebogen) aufgenommen und die SH als Ganze akzeptiert und eingegliedert. Eingegliedert will an dieser Stelle sowohl heißen, dass sie „ihren“ Platz (und damit ihre Existenzberechtigung) in der Gesellschaft gefunden hatte, als auch, dass sie gezähmt fortan nicht mehr aus der Reihe tanzen durfte und wollte.

Die SH war eine jener Institutionen geworden, denen sie so gerne ans Bein gepinkelt hatte.

Mangelnde Flexibilität, Machtspielen, Freunderlwirtschaft und ein Blankoscheck von der Landesregierung. Die Moneten aus der Landespartei zentralen schienen Anfangs wie ein großer Sieg: endlich ein Stück vom Kuchen für die gute Sache! Und wir haben vom süßen Kuchen genascht und gegessen und geschmatzt und gerülpst...und uns dann voll gefressen und träge zurückgelehnt, den Verdauungsjoint angemacht, im Kaser geschmökert und uns toll und ungemein revolutionär gefühlt. Dabei haben sich einige echt angestrengt... Anderen ist sogar schlecht geworden, aber die haben wir ausgelacht.

Nun gut, die SH hängt am Tropf der Provinz und ist reichlich selbstzufrieden. Und lebt in Vielem an der Realität der Südtiroler und in Südtirol Studierenden vorbei.

Schade eigentlich, weil einem in der SH doch so viele interessante, intelligente und vor Veränderungswillen strotzende Menschen über den Weg laufen.

Aber es scheint wie verhext: die Energien der letzten ehrenamtlich Aktiven verpuffen wirkungslos angesichts der widerständischen Starre der trägen und verstaubten Struktur. Kaum etwas Neues und Originelles kann an die Oberfläche dringen. Dafür sorgt

auch das Heer derer, die nicht mehr willig sind, an einem gemeinschaftlichen Projekt zu basteln, das (sich) nicht unmittelbar (finanziell) lohnt. Frei verfügbare Zeit (gibt's wirklich noch neben Büffeln, Studijob und Feiern) wird lieber in andere, lohnendere oder lustvollere Tätigkeiten investiert, als Nächte und Nachmittage in mühsamen Diskussionen, Versammlungen und Projektarbeit zu verplempern. Zeit ist Geld und perverser Weise haben Studis keins von

beiden. Überfüllt sind nur mehr die Festln, die die SH aus ihrem reichen Kulturbudget finanziert und die WG-Zimmer zu günstigen Konditionen in den „Vereinslokalen“, aber seltenst Diskussionsrunden zu studien- oder sozialpolitischen Themen.

Ehrenamt und Eigeninitiative lasten im Verein auf den Schultern zu Weniger. Patentlösungen um zu alter Glorie zurückzukommen gibt es wohl nicht.

Oder doch?

A Ein kräftiger Tritt in den Hintern.

B Eine brachiale Entziehungskur vom Schlafmittel Landesbeitrag. Weniger ist oft mehr.

C Schwerfällige Strukturen zerschlagen: Den Verein in seiner bisherigen Form auflösen und auf/aus den Trümmern Neues bauen. Statt dem einen, hierarchisch und starr gebauten Gebilde mehrere kleine, dezentral und autonom agierende Strukturen schaffen.

Eine Möglichkeit könnte darin bestehen, die Außenstellen des Vereins in ihre Freiheit und Eigenständigkeit zu entlassen. Eine regelmäßige Finanzierung dieser autonomen Hochschulgruppen (und die mühselige Abrechnung der Spesen über Bozen) müsste entfallen, stattdessen sollten die Mittel zur Projektfinanzierung eigenständig und eigenverantwortlich aufgetrieben werden (siehe Punkt b): Herrje, wenn es denn unbedingt sein muss auch über einzelne, reguläre Anträge an Region oder Provinz.

Die Hochschulgruppen gewännen auf diese Weise ein beträchtliches Maß an Handlungsfreiheit (und andererseits eben auch den manchmal nützlichen Zwang selbst die Initiative zu ergreifen – siehe Punkt a), der bürokratische Ballast zwecks Abrechnung über das geplagte Bureau in Bozen würde entfallen. Die autonomen Gruppen könnten – sollten sogar – unge-

bunden zusammenarbeiten, auch um Themen, die alle Studierenden (Hochschulreformen, Studiengebühren...) oder Südtiroler und in Südtirol Studierende (Bildungsförderung etc.) umfassender bearbeiten und durchschlagender agieren zu können.

In Fortführung dieser Gedankenspielerei könnte das Bozner Bureau als (von den Landesämtern wie vom Vorstand eines Vereins) unabhängige Informations- und Servicezentrale für StudentInnen und OberschülerInnen konzipiert werden, welche ihr Sortiment der gebotenen Dienstleistungen (von Beratung bis Beihilfe zum Stipendierhalt, Bibliothek und Internet/Kaffee) erweitert und noch ein wenig professioneller arbeitet. Vorstellbar wäre dies durch die Gründung einer Sozialgenossenschaft oder eines Non-Profit-Unternehmens.

Es bliebe noch ein weiteres Tätigkeitsfeld der Südti-

roler HochschülerInnenschaft zu diskutieren, auf das (wohl noch in Anlehnung an die oben zitierten goldenen Jahre des Vereins) immer noch Anspruch erhoben wird: die Vertretung der Interessen der Südtiroler Studierenden. Angesichts des geringen Interesses an bildungspolitischen Themen, das einzelne Akteure in (aber auch außerhalb) der SH in den letzten Jahren aufzubereiten versucht hatten, angesichts der geringen Mitgliederzahlen, eines sich verändernden Selbstverständnisses vieler Studierender (als politische Subjekte) und der Existenz neuer universitärer Strukturen in Südtirol, muss die Frage legitim sein, ob dieser allgemeine Vertretungsanspruch der HochschülerInnenschaft überhaupt noch zeitgemäß ist.

Mögen Analysen und Kritik einer Minderheit (auch innerhalb der SH) durchaus berechtigt sein und auf hohem Niveau erfolgen: offenbar handelt es sich dabei nicht um allgemeine (jedenfalls nicht manifeste) Interessen der Studierendenschaft. Damit wird auch erfolgreiche politische Arbeit und Lobbying praktisch unmöglich. Warum also nicht eine neue Plattform, ein mehr oder weniger demokratisch legitimes Gremium schaffen, in das ein größerer Teil der Studierenden einbezogen werden könnte und in dem die politischen Anliegen und Interessen der Studierenden

formuliert und bearbeitet werden könnten?

Alle relevanten Gruppen Südtiroler und in Südtirol Studierender müssten berücksichtigt werden, die StudienvertreterInnen der Universität Bozen und der Claudiana würden sich sicherlich über diese Zusatzkompetenz freuen, den schon bestehenden Landesbeirat der OberschülerInnen aller Sprachgruppen höre ich schon Jubelchöre anstimmen. Außerhalb der Provinz Studierende dürften über ein fehleranfälliges und kompliziertes Online-Wahlssystem ihre VertreterInnen wählen.

Ein derartiges Studierendenparlament wäre gewiss nicht der Weisheit letzter Schluss (siehe etwa die Probleme der gewählten Österreichischen HochschülerInnenschaft). Dennoch scheinen auf diese Weise einige Minimalziele in Reichweite: bessere und formellere Eingliederung in bestehende Institutionen (Landesbeiräte, Landesämter, Büro des Landesrates?), um ein effektives Mitspracherecht zu gewährleisten (direkter Informationsfluss aus den Institutionen, Gestaltung der Studienförderung, Aufsichts- und Beratungsfunktion bei der Erstellung des Bildungshaushaltes ...?), transparente und demokratische Entscheidungsfindung und bedingungslose Öffnung für alle Studierenden (jeglicher politischer Einstellung).

Jetzt sind die Jungen, Übermütigen gefragt, die Alteingesessenen, Bequemen zu rupfen. Diejenigen, die Mut haben, das Andere zu wagen und Mut machen, etwas Neues zuzulassen. Wenn die SH schon an Tradition anschließen will: bitte an jene, bedingungslos progressiv zu denken und zu handeln und aus alten Schemata (vielleicht und hoffentlich auch aus dem oben vom Autor entworfenen) auszubrechen. Nur Mut und Glück auf!



Mihail (Maikol) Palar,

notorischer Klugschreiber, hat das Sudern in sechsjährigem Diplomstudium in Wien studiert und anschließend im Bozner SH-Bureau perfektioniert. Heute ärgert er sich aufopferungsvoll in einem weiteren überlebten Projekt (www.coopdulcamara.it) aus reiner Lust am Masochismus; nebenbei erfreut er sich an Elena (3 Jahre) und Lilli (7 Monate).

SELBSTBESTIMMUNG

Selbstbestimmung einmal anders

Mehr individuelle Selbstbestimmung, weniger kollektive Fremdbestimmung

Es geht mir hier nicht um die mehr oder weniger akademischen Diskussionen, inwieweit das Selbstbestimmungsrecht für die internationale Staatengemeinschaft nur Gummi ist, bei Gelegenheit herzunehmen und zu instrumentalisieren. Oder ob es bei genügend Druck von unten vielleicht doch international einklagbar sein könnte auch von jenen Völkern oder Volksteilen, die nicht einer Kolonialherrschaft unterliegen (was der Staatengemeinschaft die Haare zu Berge stehen lässt, denn dann brächen bald Hunderte Bürger- und sonstige Kriege zwecks oder gegen Staatenneugründungen aus). Es geht hier auch nicht darum, unter welchen Voraussetzungen es auch im heutigen Europa durchaus

friedliche EINVERNEHMLICHE Trennungen und Staatsneugründungen geben kann, siehe Tschechien und Slowakei. Es wäre ahistorisch, ja geradezu dumm, eine Diskussion über das Selbstbestimmungsrecht abzuwürgen statt wachzuhalten. Solange sie mit einem Minimum an Sachverstand, Sachlichkeit und vor allem Wirklichkeitssinn geführt wird, ist sie recht und billig und nützlich. Mir geht es hier aber um etwas anderes.

Die Südtirol-Autonomie ist und bleibt ein europaweit bekanntes Markenzeichen für Minderheitenschutz. Verteidigen wir sie gegen das vor Wahlen übliche Wiederaufflammen verbalradikaler Provokationen und nationalistischer Spekulationen! Mit letzteren spielen die Radikalen der einen Seite wie immer doch nur den Extremisten der anderen Seite in die Hände. Der überwältigenden Bevölkerungsmehrheit erweisen sie einen Bärendienst. Die hat heutzutage ganz andere Sorgen.

Sicher, nichts ist perfekt, auch unsere autonomiepolitische "Dachmarke" nicht. Aber es erscheint mir leichtfertig, sie einfach als selbstverständlich abzuhaaken und sich von ihrem Geist zu entfernen. Das geschieht, wenn man beiden großen Sprachgruppen von ganz (?) gegensätzlichen Seiten immer

wieder einreden will, sie könnten OHNE die jeweils andere Sprachgruppe besser SELBST BESTIMMEN, über sich persönlich und ihr eigenes Leben.

Wie furchtbar leiden wir doch alle untereinander, so wird uns täglich von irgendjemandem eingeredet, wird um die Wette gejamert, von mehr oder weniger privilegierten, von mehr oder weniger scheinheiligen Zeitgenossen, auf deutsch genauso wie auf italienisch: Unser Volk in Not, wenn nicht gar auf immer noch auf dem Todesmarsch, im Todeskampf. Wie lange noch dieser masochistische Kult? Quo usque tandem diese marcia della morte auch beim Besatzervolk, von seinem tödlichem disagio gelähmt, nur mehr mit hochprozentigem vittimismo auf den Beinen zu halten, allerdings schon auch gespritzt mit affarismo; Leiden soll sich doch lohnen, für alle rentieren, oder?

Gezielt schaukelt Mann einander hoch (Frau weniger), malt immer den gleichen ethnischen Teufel an die Wand. Immer gehört er der anderen Sprachgruppe an. Immer leiden die einen angeblich fürchterlich unter den anderen. Immer kollektiv. Denn individuell geht's uns ja vergleichsweise gold. Noch. Wir haben ja rechtzeitig etwas daraus gemacht, aus unserem Märtyrerstatus. Nicht nur

im Gedenkjahr. Das macht uns so schnell keiner nach. Sollen sich die Walschen unterstehen, das auch so geschäftstüchtig kombinieren zu wollen wie wir: das Rechthaben, das Mitleidheischen, das Handaufhalten und das Besserwissen.

Einen früher besonders begeisterten Südtirol-Freund, der kürzlich weggezogen ist, frage ich nach dem Grund hierfür. Lange Pause. Dann sagt er nur: „Gas“. Wie bitte? Pause, dann: „Gier, Arroganz, Stupidität.“ Ich will nicht glauben, dass es davon bei uns mehr gibt als woanders. Die harte Verallgemeinerung hat mich betroffen gemacht. Aber eine Beobachtung erscheint auch mir zulässig: Was unter dem massenhaften Wohlstandsfett verschütt gehen kann, das ist die individuelle Selbstbestimmung, das gesunde Selbst- und Eigenverantwortungsbewusstsein des Einzelnen mit seinem Bürger- und Gemeinsinn.

Unterdessen starren beide Jammergruppen noch immer wie gelähmt auf ihr jeweiliges Allerheiligstes: Staatsgrenze und Selbstbestimmungsrecht. Wie das Kaninchen auf die Schlange. Wobei der Schlange längst der Zahn gezogen worden ist. Italienische „Bolzanini“ lernen angeblich viel lieber und leichter Englisch als Deutsch. Umgekehrt höre ich von einem deutschsprachigen

Südtiroler Oberschulanfänger, den Italienischunterricht, den ignoriere er total, den brauche er nicht, „weil in a paar Jahren sein mir eh' nimmer bei Italien“. Wer sich mit solchen Illusionen ins eigene Fleisch schneidet, wer dermaßen selber auf seine hiesigen Wettbewerbsvorteile verzichtet, der wird sich auf dem Arbeitsmarkt im Europa von morgen natürlich immer schwerer tun.

Unsere Gäste und Partner in Nord und Süd können, sofern sie nicht selbst vom nationalistischen Virus befallen sind und ihn wieder einschleppen, nur den Kopf schütteln über die Verbohrtheit und die schwarzbraunen Scheuklappen, mit denen die eine wie die andere Seite bei uns noch immer hausieren geht bzw. einander hochschaukelt, vor allem aber die Jugend beider Sprachgruppen total in die Irre führt.

Beobachter und Besucher beneiden uns um das mehrsprachige Nebeneinander zweier großer europäischer Kulturen. Für viele von ihnen, und nicht wenige von uns, ist gerade das das entscheidende Südtiroler Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen attraktiven Erholungs- und Wirtschaftsräumen: Gerade deshalb kommen sie hierher. „Dieses Land ist wunderbar. Ich verstehe überhaupt nicht, wie man damit unzufrieden sein kann,

dass hier zwei – drei verschiedene Sprachen gesprochen werden. Ich bin stolz darauf, dass ich von Kindheit an Gelegenheit hatte, mehrere Sprachen zu lernen, und dass ich dies auch genutzt habe.“ Das sagte mir vor ein paar Tagen eine Frau, die seit vielen Jahren in einem Bozener Stehcafé arbeitet. Sie stammt aus der Ukraine.

Solche Personen, egal ob Einheimische oder Ausländer, gleich auf welcher sozialen Stufe, sind für mich die weitaus besseren, souveräneren, wettbewerbsfähigeren Europäer als jene Unbelehrbaren unter uns, für die es auch im 21. Jahrhundert noch immer nichts Wichtigeres auf der Welt gibt als die Fixierung auf nationale Grenzen und nationale Hauptstädte.

Es ist doch so: Nur wer sich aus irgendeinem Grund als Einzelner irgendwie minderwertig vorkommt sucht seine Selbstbestimmung fanatisch außerhalb seiner selbst und seiner Familie und Freunde, z.B. im ethnischen Kollektiv, opfert sie irgendeiner sieghaft-nationalistischen Vaterlandsvorstellung, auf irgendeinem triumphal-bombastischen altare della patria. Die Extremsten unter uns sind vielleicht grundsätzlich gar nicht so weit weg wie sie meinen von den islamistischen Fanatikern mit ihrem Selbstmordexplosivstoff: wenn nicht am Leib so doch

wenigstens im Kopf. „SchreckensMänner, Versuch über den radikalen Verlierer“ nennt Hans Magnus Enzensberger treffend sein Essaybändchen über diese Verzweifeltsten unter den Möchtegern-Kraftlackln und lonely losers der Globalisierung.

So schlimm ist es bei uns dann doch nicht. Haben lange genug gejammert in Wien die einen, geflennt in Rom die anderen. So dumm sind wir nicht, dass wir uns unsere europa- und weltweit bewunderte Erfolgsgeschichte kaputtreden ließen durch ewig dauerndes ethnisches Jammern und Polemisieren, Hetzen und Gegenhetzen.

Die Mehrheit, gleich welcher Muttersprache, da bin ich mir sicher, hat die Nase voll von ständigen künstlichen Aufgeregtheiten, mit denen sich der inzüchtigere Teil der Politik- und Medienkaste Tag

für Tag wechselseitig aufschaukelt. Die Südtiroler haben ganz andere Prioritäten im Leben als sich von diesem ständigen Ethno-Getue den Kopf vernebeln zu lassen. Auch wenn einige wenige Herrschaften hinter den Kulissen der Politik und der öffentlichen Meinung im In- und Ausland mitmischen und schüren. Schlimmstenfalls um die Südtiroler mal wieder als Bauern in einem internationalen Destabilisierungsschachspiel zu missbrauchen. Bestenfalls nur um uns abzulenken von den wahren Sozial-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Umweltproblemen. Und von der Priorität Nummer Eins zur nachhaltigen Bewältigung aller Herausforderungen: Bildung. Im weitesten Sinn, von der Herzensbildung über die Schul- und lebenslange Berufs- und Weiterbildung bis zur politischen Bildung. Im 21. Jahrhundert will das Volk nicht mehr einfach nur absegnen,

was man von oben herab vorhat mit ihm und mit seinen Steuergeldern. Um uns selbst zu bestimmen brauchen wir nicht von neuen Staatsgrenzen zu träumen, oder gar dafür kämpfen. Schon hier und jetzt, in mündiger, staats- und landesbürgerlicher Eigenverantwortung, auch bei jeder Wahl und bei jeder Volksabstimmung, zu der wir hingehen und den Parteien unsere Meinung sagen, nicht erst irgendwann bei der UNO oder bei der EU, in Brüssel oder Strassburg oder Wien oder Rom, wird es konkret, unser aller SELBST mit BESTIMMEN. Aber wenn wir nicht selber mit bestimmen wollen, sondern alles nur von Berufspolitikern bestimmen lassen wollen, dann ist das kaum deren Schuld, dann sollten wir nicht nur über die da oben schimpfen, sondern über unsere eigene Unlust an unserer eigenen Selbstbestimmung.



Georg Schedereit, schrieb 1972 im Skolast "Zur Selbsterstörung der revolutionären Linken" ein kleines Pamphlet, das sich als ziemlich prophetisch erwies hat; der promovierte Politikwissenschaftler (1974 in Salzburg) wurde Journalist und hat sich der Politischen Bildung verschrieben, aber auch dem eigenen lifelong learning (2010 Master für internationale Mediation und Friedensarbeit Bologna/Bozen).

DIE SELBSTERSTÖRUNG DER REVOLUTIONÄREN LINKEN
Ein Kurzpamphlet

Die Ereignisse um Pinelli, Valpreda und Feltrinelli sind die aktuellsten und sensationellsten Beispiele für die Art, wie Justiz und Polizei in Italien den Rechtsstaat auslegen, den zu hüten sie vorgeben. Man kann den Staub, den diese Gestalten aufgewirbelt haben, allerdings auch einmal zum Anlaß nehmen, gewisse Verhaltensweisen der revolutionären Linken unter die Lupe zu nehmen, die ich unrealistisch, emotional, elitär und selbsterstörerisch nennen möchte.

Denn wie sonst kann man es z.B. nennen, wenn Feltrinelli in die Ahnenreihe der linken Märtyrer eingereiht wird, bevor der Tote am Hochspannungsmast von Segräte offiziell als der linke Verleger identifiziert worden ist? Beim derzeitigen Bewußtseinsstand der Massen sind Vereinfachungen bis zu einem gewissen Grad natürlich notwendig, aber wenn Vermutungen als Tatsachen hingestellt werden, dann klingt das auf der linken Seite ebenso unglaublich wie auf der rechten.

Darüber kann auch der den ideologischen Gehalt vernebelnde pseudowissenschaftliche Jargon nicht hinwegtäuschen, der nun auch unter Südtiroler Jung-Intellektuellen Mode geworden ist, nachdem die meisten seiner Schöpfer in aller Welt sich längst anderen Dingen zugewendet haben.

Wo sind sie eigentlich geblieben, die kühnen Demonstranten und die unermüdlichen Disputanten von einst? Die Ernstesten unter ihnen haben den mühsam-reformistischen Marsch durch die Institutionen aufgenommen und sich der politischen Aufklärung in Schulen, Medien, Gewerkschaften, Parteien usw. verschrieben.

Andere verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen und schreiben bestseller-trächtige Memoiren und Traktate für bürgerliche Großverlage. Ein Teil ist einfach in Richtung "Bewußtseinserweiterung" "ausgefloppt" und sie haben Visionen von neuen Farben, seltsamen Melodien, von "Dscheses Kraist", vom friedlichen Landleben in brüderlicher Teilung aller Dinge, fern vom Schmutz der Stadt und der Politik.

Eine Handvoll verzweifelter Romantiker träumt weiter von der Aushöhlung des Systems durch Bastelanleitungen für Molotow-Cocktails und Überfülle auf Provinzbänken. Von den ehemals so zahlreichen Mitläufern ist einer integrierter als der andere, als cleverer Jungmanager, furchtsamer Beamter, frustrierter Lehrer...

Und wie sieht es heute an den Zentren der studentischen Unrast von 1968 aus, an den Universitäten von Berkeley bis Berlin? Amerikanische Studenten und europäische Journalisten berichten übereinstimmend über ein starkes Abflauen der politischen Aktivität der Studenten, seit sie nicht mehr eine Entsendung nach Vietnam befürchten müssen. Man konstatiert eine resignierende Ruhe und einen Trend weg von der Politik und hin zum arbeitsplatzsichernden Studium bzw. zum immer phantasievolleren Freizeitkonsum.

An den Almae Matres der Bundesrepublik Deutschland ist die politische Lage - verglichen mit 1968 - ähnlich schläfrig: bei 95% der Studenten fehlt sowohl der Anlaß als auch der Wille zur Mobilisierung. Nur in Berlin rühren sich noch Aktivisten, die an eine revolutionäre Situation in Mitteleuropa glauben. Weitere Hinweise auf die Agonie der Revolution, etwa in Frankreich, scheinen mir Überflüssig.

Warum also entdecken manche Südtiroler Studenten erst jetzt das Gesellschaftsspiel des Sich-gegenseitig-links-Überholens als intellektuelles Statussymbol? Der internationale Zug ist ja schon vor zwei Jahren abge-

fahren... Zum Teil mag sich in der kulturellen Insel-Tradition Südtirols eine Erklärung finden lassen, dieser Tradition des Abwehrens bzw. Aufschubens internationaler Entwicklungen.

Der zweite Grund liegt in der Entwicklung der italienischen Linken, deren soziale und kulturellen Voraussetzungen sich von denen anderer Arbeiterbewegungen in westlichen Industriestaaten grundlegend unterscheiden. Selbstbewußt glaubt ihr radikaler Teil an einen italienischen Weg zur Revolution, unabhängig von beiden wirtschaftlich-militärischen Systemen, die Europa zur Zeit beherrschen. Zur Attraktivität der Utopie in einem Staat, dessen Ungerechtigkeiten offensichtlich sind, gesellt sich für Südtiroler Studenten der Unmut über den Volkstumskampf als das Ewiggestrig-Allerheiligste der Bozner Politik: "Manifesto", "Lotta Continua", "Potere Operaio" usw. zeigen diesbezüglich keine Vorurteile.

Dafür laufen sie Gefahr, sich mit ihrer Logik des "Je schlechter für das System, desto besser für unsere Strategie" zu verkalkulieren: die Entwicklung nach den Wahlen vom 7. Mai wird zeigen, ob sprachschöpferische Theoriediskussionen, emotionale Propagandamethoden und die Spekulation mit physischer Gewalt Methoden sind, die dem Ziel der Abschaffung der Herrschaft von Menschen über Menschen entsprechen.

Oh, Almirante jedenfalls und seine Gesinnungsgenossen werden sich freuen, wenn die revolutionäre Linke weiter das bleibt, was sie heute ist: nichts weiter als ein Bürgerschreck, intelligent und eingebildet, aber zersplittert und isoliert, vor allem aber so unrealistisch in ihrer Weitsichtigkeit, daß sie die Gefahr einer Rechtswendung ungewollt erhöht. Der Faschismus hat Steigbügel aus anderen Lagern immer schon besonders gerne benutzt.

Pesto alla genovese

Erinnert sich noch jemand an die stürmischen Proteste im Jahr 2001 gegen eine Festung, die heute noch auf das Kürzel G8 hört? Wie gut soll man sich an Proteste erinnern, die nicht einmal ein Jahrzehnt her sind?

Erinnere man sich eher an die heißen Juli-Tage Genuas oder an die vielen nachgereichten Aussagen Fotos und Filmaufnahmen, die ein völlig neues Bild vom G8-Gipfel entstehen ließen?

Auch wenn um den 20. Juli 2001 viele Protestierende an den Grenzen Italiens hängen blieben, lockt ein gesellschaftspolitisches Großereignis rund 300.000 Demonstranten aus ganz Europa in die Hafenstadt Genua. Noch nie hatten sich vorher so viele Globalisierungskritiker gegen die vorherrschende Weltordnung versammelt, um zu den vielen ungerechten Ansprüchen der „oberen 10.000“ lautstark aber friedliebend Position zu beziehen.

Das Gegenangebot des Staates ließ nicht auf sich warten. 20.000 Polizisten mit Panzern sollten von vornherein die Vorherrschaft markieren, um die nötige Sicherheit zu gewährleisten. Doch Europa und der gesamte Erdball stehen im Juli 2001 am Wendepunkt einer kapitalistischen Weltpolitik, die einige Jahre später wie ein Kartenhaus zusammenbrechen soll.

Es hätten tatsächlich friedliche Tage werden können, in Genua, doch aus der Spielwiese für Demonstranten, die in ihren Gruppierungen innovative und menschenfreundliche Projekte im Rucksack haben und nach verdienter Publizität Ausschau halten, wird ein Schlachtfeld für gewaltbereite Demonstranten die später als geheime Verbündete der Polizei enttarnt werden sollten. Später, als Genua bereits zerstört war und die Schuld bei denen lag, die letzten Endes nichts damit zu tun hatten. Die Freiheit seine Meinung äußern zu dürfen – auch vor den großen acht – wurde in Genua missbraucht und durch manipulierte Sicherheitsvorkehrungen hintergangen.

Genua war genau das!

Ich erinnere mich; an drei lange Juli-Tage und Nächte, als es in der Hafenstadt neben friedlichen Demonstrationen zu Szenen wie in einem Bürgerkrieg kommt. Internationale aber vor allem italienische Medien liefern bereits am Freitagnachmittag im Minutentakt

taktlose Bilder im Fernsehen. Keine Ballerine und Veline, stattdessen der stirnrunzelnde Moderator Emilio Fede, der zunächst gegen jene hetzt, die angeblich nicht auf der Seite seines Präsidenten gewalttätig gegen die Innenstadt Genuas vorgehen, als hätten sich die friedliebenden Demonstranten mit einem Mal in brutale Straßenkrieger verwandelt, die im Zentrum der herrlichen Altstadt das globalisierungskritische Fass zum Überlaufen bringen. Kaum jemand ahnt zu diesem Zeitpunkt, dass es neben uniformierten Polizeischwadronen allerhand zivile und als Demonstranten getarnte Polizisten und fragwürdige Kollaborateure der Polizei gibt, die im zunächst geheimen Auftrag und mit abgekarteten gewalttätigen Aktio-



Rechts: Sven Koe. Foto von Michael Meraner.

nen, aus dem abgesteckten Demonstrationsgelände einen Kampfplatz kreieren, der die freie Meinungsäußerung partout nicht mehr zulassen will.

Die Polizei geht mit brutaler Gewalt gegen die friedlichen Demonstranten vor – darunter viele Intellektuelle, Bauern, Arbeiter, Studenten und Kinder. Verletzte rufen nach Hilfe, nach Ärzten, sogar eingeteilte und gekennzeichnete Ärzte der Demonstration werden irrümlicher Weise geschlagen – Videobeweise dazu sind vorhanden. Die Polizei eröffnete also einen Krieg mit dem im Grunde keiner rechnen konnte.

Es soll sogar Polizisten gegeben haben, die mit faschistischen Liedern und mit Hymnen auf Mussolini

Ich will den Kapitalismus lieben,
ich will und kann es nicht.
Und das wird solange weitergehen
bis einer von uns zusammenbricht.

Funny van Dannen

– auch dazu gibt es Videobeweise – ihre Siege gefeiert haben. Dass viele Protestierer aus Angst und Wut dem uniformierten Pack provokativ „Fascisti, Fascisti“ entgegen schrien, sollte sich nach den Genua-Nachwehen als Wahrheit herausstellen und die Globalisierungskritiker, hatten auch was dieses Thema angeht, teilweise Recht behalten.

Doch die Schläge, Stöße, der unkoordinierte Einsatz von Wasserwerfern, die illegale Verteilung von Schlagstöcken und Gummigeschossen an getarnte Demonstranten sind in dem verhältnismäßig reich dokumentierten Videomaterial zu den Ausschreitungen deutlich zu sehen. Erst die zeithistorische Aufarbeitung der brutalen Szenen auf den Videoaufnahmen, hat Genua zu dem gemacht was Genua gewesen sein könnte. Die Frage ob sich Geschichte faschistischer Polizeiaktionen in Italien wiederholt steht seit Genua erneut im Raum [hierzu ein Buchtipp: Emilio Lussu, Marsch auf Rom und Umgebung].

Schon lange nicht mehr war die Reaktion der Polizei gegen Demonstranten derart sarkastisch wie in Genua – Prügel, Verhaftungen, Willkür und Einschüchterung stehen während mehrerer Tage im Zentrum ihrer Taktik, die leider keine gute war – wie Videoaufnahmen im Nachhinein beweisen werden. Hunderte zum Teil Schwerverletzte, zahllose gebrochene Rippen, Beine und Arme. Daneben wird auch an Bankgebäuden ungestört Feuer gelegt, Supermärkte werden geplündert und Autos angezündet – von Schwarzvermummten professionellen Randalierern, die ab ihrem ersten Einschreiten geduldet werden. Und dann gab es mit Carlo Giuliani einen 23jährigen Toten, abgeknallt von einem jungen Polizisten, durch einen Schuss in den Kopf.

Südtiroler Gewerkschaftsvertreter, Non Profit Organisationen, sogar der Südtiroler Bauernbund und ein Dutzend Studenten der Südtiroler HochschülerInnenschaft ließen sich durch die gezeigten Bilder in den Medien nicht provozieren und starteten in der Nacht auf Samstag in Bussen von Bozen Richtung Genua/Bolzaneto. Zwar begann die große Demonstration am Samstag – trotz den Ankündigungen in Politik und Medien – ebenfalls heiter und friedlich (wie jene am Freitag), doch als erneut Rauchschwaden aufsteigen und die Gewalt in Genua ausbricht, ist von den 20.000 Polizisten kaum einer zu sehen und während mit Hubschraubern über die Köpfe hinweg patrouilliert wird, beginnt die Zerstörung am Boden erneut. Und die Geschichte Genuas wiederholt sich (bereits am darauffolgenden Tag) wieder. Der sogenannte Schwarze Block setzte Banken und Wohnhäuser in



Gewalt war die Antwort der Machthaber – den meisten Demonstranten, war das doch dann etwas zu doof.

Flammen und Agent Provocateurs – Personen, die die Globalisierungskritiker zu einer gesetzeswidrigen Handlung provozieren sollen – sind wieder im Einsatz. Es gibt Aufzeichnungen, wo eine schwarz verumumte Person einem Polizeitrupp Anweisungen gibt und von Leuten die mit recht einfallslosen Anti-G8-Leibchen seelenruhig mit den Polizisten zusammentreffen, sich bewaffnen und in den Polizeikasernen ein- und ausgehen wie es ihnen in den Kram passt.

Laut einem Geheimprotokoll, welches dem Geheimdienst und der Regierung bereits vorher zugespielt wurde, haben sich rund 600 Rechtsradikale als Schläger unter die Demonstranten gemischt, um die von der europäischen und italienischen Linken organisierte Demonstration vorsätzlich zu stören. Doch die Tage von Genua lassen, aufgrund der internationalen Öffentlichkeit und der guten Dokumentation der Ereignisse, heute bei kaum jemandem Zweifel aufkommen, dass in den Polizeikasernen tagelang gefoltert und gegen elementare rechtsstaatliche Grundsätze verstoßen wurde.

Fälschlicherweise festgehaltene Demonstranten konnten über Tage niemanden kontaktieren, mussten nach eigenen Aussagen „stundenlang unter Mussolini-Bildern stehen“, „faschistische Lieder singen“, wurden verprügelt, bedroht und sexuell misshandelt. Da Italien allerdings nie die Anti-Folterkonvention unterzeichnet hat, wurde im Nachhinein lediglich wegen Körperverletzung und Amtsmissbrauch verhandelt. Und so enden die Prozesse gegen die Polizisten, Jahre danach, mit zahlreichen Freisprüchen.

„Geh acht, geh nua!“ diese bayrische Aufforderung, die lautmalerisch nicht unähnlich dem Stadtnamen

der G8-Demonstrationen klingt, wurde im Vorfeld auch von der Südtiroler HochschülerInnenschaft als scherzhaftes Wortspiel verwendet, um möglichst viele Menschen hierzulande auf die Proteste in Genua aufmerksam zu machen. Mit einem dialektalen Lockruf wäre für Genua allerdings „Lauf nua!“ besser gewesen.

Der Haufen Südtiroler StudentInnen arbeitete Genua folgendermaßen auf: es folgten spannende Skolaste und ein Symposium im November mit dem Titel: Perspektiven einer menschlichen Globalisierung (u.a. mit Roberto Barbiero, Michael Groier, Alan Scott und Klaus Werner) Das Symposium diente hauptsächlich dazu, Perspektiven einer „anderen“ Welt Raum zu geben, sie einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen und Perspektiven einer Globalisierung, „bei der das Wohl der Menschen und der Natur Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Überlegungen ist“, zu präsentieren. Im Februar 2002, also knapp ein halbes Jahr nach Genua folgte ein sh.asus-Filmabend im alten Bahnhofskino von Auer unter dem Motto: Richtigstellung einer manipulierten Bildes.

Es waren hierzulande die ersten aufbereitenden Videobeweise und professionellen Gegendarstellungen zu den Ausschreitungen in Genua. Der Großteil der Südtiroler selbst, hatte weder am Symposium, am Videoabend oder Skolast Interesse gezeigt. In jenen Jahren hatten das Alpenvölkchen wahrscheinlich andere Probleme, oder keine Probleme. Jedenfalls hatten sie damals noch genua Lire und predigten die folgenden Jahre selbstbewusst weiter: Genua war nia!

Genua war doch!

Sven Koe,
geboren 1975 in Bozen, war 2001 in Genua.



Wir waren alles lauter arme kleine Würstchen.



Rauchschwaden in der Hafestraße am Samstag.
Wer grillt hier wen oder was?!

Bologna è una vecchia signora dai fianchi un pò molli, col seno sul piano padano ed il culo sui colli...

canta il buon Francesco, emiliano doc. Eh si, è proprio così Bulagna. Le giornate autunnali ti danno un assaggio della vita in pianura padana, mentre la stagione calda ti invita a salire sui colli. Meravigliosi i colli bolognesi. Finché non li esplori, non ci crederai mai. Ma poi non riesci a smettere di andarci. A due passi dalla città.

I viali. Il dipartimento di fisica di Berti Pichat invaso da matricole di scienze politiche.

<<Ou bisch du a Vinschger?>> e gran pacca sulla spalla da piegarti in due. Knotti e Andi, esperti di mele e mezzi agricoli. Entrambi iscritti a Scienze politiche. Tutto è ricominciato lì, davanti alle macchinette della Melinda. È bastato poco per trovare un appartamento, proprio a cavallo tra il piano padano ed i colli. È pure bastato poco per trovare i nuovi inquilini. Paolino, Knotti e la mitica formazione bellunese: Piè e De Bon. Ancor di meno è servito per riempire la buche di gente, altoatesina ma prevalentemente bolognese, e celebrare la riapertura dell'asus.bologna. Rimarrà per anni la festa crucca più pazza in città. La birra dalla spillatrice tascabile, i dr.smegma alla loro prima apparizione in Emilia con tanto di batteria e fisarmonica, la visita dei vigili mandati a quel paese, sentimenti primaverili nelle camere da letto nonostante la tipica serata nebbiosa di Bulagna. E poi? Ben più impegno ci è voluto per calmare la Toschi, proprietaria della sede. Ma proprio questi avvenimenti sono serviti per fortificare i rapporti con la donna imolese.

Le prime assemblee. E le discussioni assai accese, riportate nei verbali. La cosa assurda è che si litigava non per imboscarsi e non dover scrivere il protocollo della riunione. No. Si litigava perché c'era la fila per poter descrivere la serata. Ecco alcuni spunti di un verbale.

<<Punto primo: nota dell'autore. Oggi mentre scrivo ricorre il novantesimo anniversario di quel 17 ottobre che sconvolse il mondo e continua a sconvolgere adolescenti anni 60, 70, 80 e 90. Al di sopra di pantaloni a zampa o rayban way-farer neri la lettura dei moti popolari di quel freddo autunno già in parte sovietico continua a esaltare gli animi e a far sperare nell'arrivo della cavalleria, quella vera, a scardinare ordini costituiti, sistemi monetari, baleniere giapponesi e/o norvegesi, professori apertamente reazionari, i tanti valentino rossi in sella a un menefreghismo sociale, qualunque, droghe chimiche, il leghismo di sinistra anti-lavavetri, l'ansia liberista dell'unione europea, le cravatte, la febbre del sabato sera, i SUV, i poliziotti di quartiere, gli imprenditori, gli zoo, i crocifissi nelle aule, gli oscar, il play-back, il gel per capelli, le magliette rosa, gli F-16 americani che si schiantano sulle Dolomiti, i bracconieri, la mafia, i creazionisti, i produttori musicali, ogni tipo di monopolio se non statale, anoressia, tacchi alti, i bulli, i goliardi, padri padroni e madri padrone, e chi più ne ha più ne metta...>>

Punto secondo: per ricambiare l'invito alla castagnata, si pensa di chiamare l'asus Padova alla festa di Natale. Si è appurato che la "tipa delle finanze" dell'asus Padova non è affatto bionda come diceva Aaron, il quale si giustifica dicendo che l'ha vista solo per due ore.

Punto terzo: spiel&spass|tag. È stato stabilito come data sabato, 12 maggio. Anche quest'anno faremo le magliette colorate. Andi ha proposto di fare "Krofileibelen", cioè magliette senza le maniche. Il gruppo dell'anno scorso (Malo, Dave e Alex) si occuperà di nuovo dell'organizzazione.

Punto quarto: lebende Krippe gibt es auch dieses Jahr nicht, weil sich Knotti nicht um die Rindvieher und Esel gekümmert hat.

Punto quinto: calcetto contro la balilla. Si discute su qualche regola per chi vuole giocare a calcetto, soprattutto si parla del famoso gancio, come e quando è consentito? Friedl insiste di permettere il gancio visto che solo i giocatori bravi come Piè (scoppia una gran risata) sanno farlo. Piè si vergogna. Geri spiega che lui nella sua carriera di calcio balilla ha giocato per un intero anno attuando il gancio. Raggiungeva dei livelli imbattibili e non si divertiva più. Così ha smesso di giocare con i ganci, era un piccolo passo per lui ma un passo enorme per la vita al centro giovanile di Ora. Knotti invece se la tira col regolamento ufficiale della federazione nazionale calcio balilla.

Punto sesto: Paolino ha organizzato per le prossime settimane un cineforum. ("?!:aa;ßä'##@§°) Ma no, non è il solito cineforum degli anni passati, no. Assolutamente. Cioè. È sì cineforum. Ma non direttamente organizzato da lui. Ebbene. I film che verranno proiettati, saranno scelti dal popolo asusese. E non a caso. Ognuno ha la possibilità di rendere noto il proprio film preferito, quello a proprio avviso più bello, che gli è sempre piaciuto di più. E il popolo ringrazia Paolino per la bella idea.

Punto ultimo: fine della riunione, il dopo serata. C'è chi guarda l'interessantedocumentario Surplus proposto da Friedl e c'è chi si sfida a calcetto senza che gli uni pregiudichino l'attività degli altri. Questa è convivenza.>>

Tornando all'anno della riapertura, è stato dunque un anno dedicato ai festeggiamenti: dal carnevale al konzertO allo spiel&spass|tag. Ma non solo. Sono stati organizzati anche piccoli eventi culturali, tra cui la mostra fotografica dei mit_glieder nella quale sono state esposte le immagini della parte intima di ogni membra e ogni membro dell'associazione. E Il circolo di lettura.

Le gite estive sono state gli avvenimenti che hanno chiuso le rispettive stagioni, o meglio, in termini universitari, i rispettivi anni accademici. Ricordo molto bene il primo giorno del secondo tour in Toscana. Partenza di venerdì con ritrovo alle ore 7 alla bude. Nessuno si ricordava però che la sera prima c'era la festa erasmus allo chalet dei giardini Margherita.

Quindi il buon Honz, erasmus per modo di dire, alle 7 si era appena appoggiato sul suo materassino sopra al soppalco. Fatto sta che poco prima delle 8 siamo riusciti a partire a bordo delle due auto, una Peugeot rossa Bologna e un Maggiolino da antiquariato. E dopo appena 8 minuti, il tempo per percorrere i viali tra porta Castiglione e porta Sant'Isaia, alt!, stop forzato causa grossi problemi allo stomaco di Honz. Lungo la Porrettana poi la storia non è cambiata. <<Holt i muass schun wieder..>> Ci è voluto il bagno nel lago di Suviana per dare una sistemata al pancino del povero erasmus. La giornata si è chiusa infine in tenda in mezzo ai boschi dell'Appennino tosco-emiliano.

Il quadro della vita contemporanea dell'asus è dunque questo, caratterizzato dalle numerose attività festaiole. Già a cavallo tra il 1970 e il 1980 l'asus ha avuto una sede nel capoluogo felsineo. E anche allora il divertimento era scritto in maiuscolo.

Dai racconti di alcuni ex studenti a Bologna, il gruppo dei sudtirolesi è stato ancor prima ben radicato in città. Carletto, studente negli anni sessanta, si ricorda benissimo i mitici tornei di Watten nelle osterie bolognesi. E tende a precisare che l'Alma Mater ai tempi incentivava tantissimo i festeggiamenti tra gli studenti, basti pensare alla festa della matricola che durava dal giovedì alla domenica.

Ma non solo. Carletto si ricorda come se fosse ieri, di aver stravinto il Gran Premio Hattù. Una pazza gara che consisteva nella discesa dai colli con dei carrelli autoprodotti, l'attraversamento dei viali con arrivo infine in via Castiglione. Primo premio: un metro cubo di profilattici con l'obbligo di distribuirli al popolo lanciandoli dal tettuccio di una macchina, percorrendo via Rizzoli.

Bei tempi. Certamente con tutti questi avvenimenti la nostalgia del povero padre a casa nell'Unterland sarà venuta a mancare. Lo stesso padre che prima del grande giorno della partenza per la città dell'inesperto figliolo si è raccomandato dicendo in "Walscher": <<Speta pur pua, quando sarasti ne la frem, penserasti al to foter, ma sarà masa spot>>.



David Tonidandel, dottore in geologia; weinbauer; spielt gerne flipper in bolognas spelunken und arbeitet mit schwerem gerät an den dolomiten.



Abb. (von links oben nach rechts unten) Die Bude, Ausflug Weinverkostung Toscana, Arbeiten in der Bude, Eröffnungsfeier, beim "spiel & spass | tag"

sh.asus.trento

Situata in pieno centro nella città vescovile, l' sh.asus di Trento funge da un lato come micro-ambasciata del Sudtirolo studentesco mentre dall'altro è spesso stato il ponte fra diverse „generazioni“ di studenti e soprattutto un luogo d'incontro fra gli studenti sudtirolesi e i loro colleghi trentini. Ci si è confrontati e ci si confronta sul piano culturale, intellettuale e sportivo e trascorrendo insieme il loro tempo libero.



Das starke Geschlecht der SH Trient ist eindeutig das weibliche. Nur so ist es zu erklären, dass nach Paolo Berti mit Marlene Pfeiffer, Andrea Gasser und nun Mathilde Grünfelder die rosa Quoten für den Budenvorsitz absolut erfüllt sind.



festeggiare
mangiare
bere



sh.asus.padova

Das sh-Urgestein

Die sh-50Jahr-Selbstbeweihräucherung bot auch Anlass, sich an eine langjährige sh-Sekretärin zu erinnern, die für die Studenten in Südtirol und für die sh mehr leistete und bekannter wurde als so mancher Vorsitzende.



Wo sind Sie geblieben?

Der damals Direktor beim Bauernbund war und einige Jahre zuvor selbst sh-Vorsitzender, hat mich angefahren und geschimpft, wir würden wohl noch eine Weile warten können.

mar Alsrater befreundet war, damals ein berühmter Professor. Der hat sich bereit erklärt, einen Vortrag für die sh zu halten. Dann hat der Franz Kössler, der jetzige ORF-Chef, den Professor Alsrater kontaktiert und ihm gesagt, er könne doch nicht für so einen revisionistischen Verein einen Vortrag halten. Der Professor hat daraufhin abgesetzt, das hat mir große Schmerzen bereitet. Und jetzt noch was lustiges: Der Florian Kronbichler hat sich geblüht, dass es sein Verdienst war, dass Renate und ich den Flor komplett unter den Tisch getrieben und er ist dann

zur person

Rita Mair war elf Jahre lang, von 1968 bis 1979, Sekretärin der Südtiroler Hochschülerschaft sh.as.us. Unter ihr amtierten die „größten Vorsitzenden“, wie Florian Kronbichler bereits schrieb. Die Vorsitzenden fühlten sich als „unter ihr Vorsitzende.“ Nach elf Jahren verließ sie den Verein und arbeitete seitdem als Direktionssekretärin beim Inail. „Und wenn der liebe Gott will, gehe ich Ende des Jahres in Pension.“

Die Südtiroler Hochschülerschaft (SH) wird heute 50, was keine Leistung ist. Eine Leistung wäre allenfalls gewesen, wenn sie in diesem langen Leben eine ihrer vielen Selbstmord-Drohungen wahr gemacht hätte. Ein Selbstgespräch des SH-Altvorhockenden Florian Kronbichler.



Ich bin immer noch hier und am Ende der Zeitrechnung der SH. Ich bin immer noch hier und am Ende der Zeitrechnung der SH. Ich bin immer noch hier und am Ende der Zeitrechnung der SH.

50 Jahre Presse...

Die Südtiroler Hochschülerschaft (SH) wurde 1955 gegründet. Sie kürzt sich heute zweisprachig ab „sh.as.us“, undlegt Wert auf die Bezeichnung „HochschülerInnenenschaft“. Der Hauptsitz ist in Bozen, im Waltherhaus. In der Zentrale werden Studententeile anerkannt, wird die bildungspolitische Arbeit geleistet.

ANALYSE

Die Südtiroler Hochschülerschaft (SH) wurde 1955 gegründet. Sie kürzt sich heute zweisprachig ab „sh.as.us“, undlegt Wert auf die Bezeichnung „HochschülerInnenenschaft“. Der Hauptsitz ist in Bozen, im Waltherhaus. In der Zentrale werden Studententeile anerkannt, wird die bildungspolitische Arbeit geleistet.

Beispiel

Osterreich (Innsbruck, Wien, Graz, Salzburg), vier in Italien (Trient, Padua, Verona, Bologna). Im Auftrag des Senders Bozen der RAI wird bis Jahresende ein Film anlässlich des 50. Geburtstages fertiggestellt. Der Film gestaltet Peter Paul Kainrath und Martin Hanni. Titel: „Die Querdenkerinnen“. Die Protagonistinnen sind noch auf der Suche nach dem SH-Archiv spärlich vorliegenden Informationen sind an die SH (0471/260114) www.sh.it

gen stolze Tiroler, es dem internationalen Trend Arsch gekrochen

stützt. Die SH hatte Anfang des Jahrzehnts sogar Schwierigkeiten, Räumlichkeiten auch an der Uni für eine globalisierungskritische Veranstaltung zu erhalten, erntete sich der damalige SH-Vorstand Martin Hanni. Auch Albert Pitzner, Chef der Abteilung für Bildungsförderung, wünscht sich eine stärkere Präsenz der SH an der Uni Bozen. Allerdings wird die Konkurrenzver-eine Kikero seit zwei Jahren nicht mehr von der Uni, sondern vom Land finanziert.

Widerstand in Rom und im eigenen Land

Die Resolution missfiel allerdings manchen Scharfmachern in Südtirol, die gewünscht hätten, dass wir das bisher Erzielte nicht „mit Genugtuung“, sondern „mit Enttäuschung“ zur Kenntnis nähmen, weil nicht „alles“ sofort erreicht werden konnte. Gewiss hätten wir mit einer noch so ungeschickten und unzweckmäßigen „Protest“-Entscheidung mehr Popularität geerntet. Wir wollten aber etwas erreichen. Wir hatten die erfolgreiche Fortführung der Verhandlungen vor Augen. Dazu bedurfte es einer Atmosphäre des Vertrauens.

Seit den 80er-Jahren macht sich feministischer Einfluss bemerkbar. Auch außerhalb.

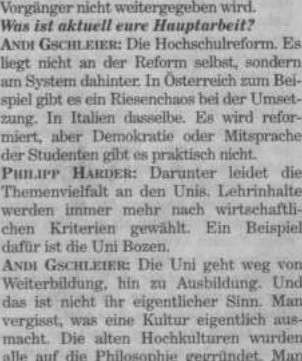
Die SH hatte Anfang des Jahrzehnts sogar Schwierigkeiten, Räumlichkeiten auch an der Uni für eine globalisierungskritische Veranstaltung zu erhalten, erntete sich der damalige SH-Vorstand Martin Hanni. Auch Albert Pitzner, Chef der Abteilung für Bildungsförderung, wünscht sich eine stärkere Präsenz der SH an der Uni Bozen. Allerdings wird die Konkurrenzver-eine Kikero seit zwei Jahren nicht mehr von der Uni, sondern vom Land finanziert.

„Ich rotierte wie ein Hamster im Rad“

Melitta Pitsch war von 1989 bis 1991 sh-Vorsitzende. Sie widmete sich der Unterstützung von Studierenden mit Kind und kam dadurch zur sh. So kam auch vermehrt feministisches Gedankgut in die sh.

Die Unis gehen weg von Weiterbildung, hin zu Ausbildung

zess, also die Umstellung der Studien auf das „3+2“-System mit seinen wirtschaftlichen Kriterien setzt die Studierenden enorm unter Druck. Wahrscheinlich steigt der Alkoholkonsum unter Studierenden, aber nicht die Feiern wegen, sondern man geht über zum Frustsaufen. Studien wird ein immer teurerer Luxus.



April 1956: können jetzt auch lächeln! sekretärin Dr.

Wo sind Sie geblieben?

zur person

zur person

zur person

alle VorhuckerInnen & **Vorstände** der sh.asus

...fast alle...

1955, 15. April Gründungspräsident Paul Stacul

1955, 12. September Alfred Pichler

1955, 19. Oktober Franz v. Walther

1956 Präsident Franz v. Walther
Rainer Seberich, Ferdinand Trenker, Max Liebl, Tilman Seyr, Hugo Gamper, Theo Platter, Hans Dalle Torre

1957 Präsident Franz v. Walther
Hans Rubner, Ferdinand Trenker, Kurt Springer, Richard Thurner, Hugo Gamper, Paul Pichler, Anton Töchterle

1958 Präsident Wilfred Wörndle
Peter v. Hellberg, Marjan Cescutti, Hugo Seyr, Hans Silbernagel, Oswald Hager, Walter Obrist, Stefan Rabanser, Herman Sölva, Franz v. Walther

1959 Präsident Günther Regensberger
Wilfred Wörndle, Karl Berger, Marjan Cescutti, Matthias Frei, Albuin Hofer, Konrad Neulichedl, Herman Sölva, Dieter Karner

1960 Präsident Albuin Hofer
Helmut Amor, Luis Dalla Pozza, Klaus Gruber, Dieter Karner, Franz Zelger

1961 Präsident Robert Tappeiner
Klaus Gruber, Leonhard Paulmichl, Hansjörg Schwienbacher, Franz Wielander, Wolfgang Egger, Bruno Hosp

1962 Präsident Hansjörg Kucera
Klaus Gruber, Heinz Callegari, Bruno Hosp, Hans Wielander, Josef Ties, Helmut Gadner, Hansjörg Schwienbacher

1963 Präsident Josef Ties
Dietmar Pohl, Hansjörg Bergmeister, Johann Gamper, Othmar Market, Volker Oberegger, Martin Gorse

1964 Präsident Albert Mayr
Roland Bernabe, Hubert Mahlknecht, Wolfgang Kapfinger, Dieter Lauggas, Erich Kofler, Ernst Baumgartner, Martin Gorse

1965 Präsident Alois Durnwalder
Roland Bernabe, Joachim Bonell, Walter Hubert, Ludwig W. Regele, Siegfried Stuffer, Armin Waldthaler, Veit Wenter

1966 Präsident Heinz Zanon
Joachim Bonell, Gerlinde v. Fioreschy, Ludwig W. Regele, Leo Tomasi, Siegfried Stuffer, Armin Waldthaler, Josef Zelger

1966, 8. April Interimspräsident Pepi Zelger

1966-67 Präsident Otto Saurer
Franz Vigl, Alois Durnwalder, Gottfried Ebnicher, Gerlinde v. Fioreschy, Hartman Hinterhuber, Joachim Bonell, Josef Zelger

1968 Vorsitzender Hellmuth Ladurner
Hansjörg Dell'Antonio, Paul Zanon, Karin Gamper, Siegfried Mayr, Kurt Kadawai, Hans Nothdurfter, Erich Saurer, Heinz Stuflesser, Armin Ganner, Armin Pinggera, Isidor Trompedeller, Anton Holzgethan

1969 Vorsitzender Hansjörg Dell'Antonio
Gerold Meraner, Siegfried Nitz, Gerhard Mumelter, Friedrich Paul Mair, Hartmuth Staffler, Peter Langer, Herbert Mayr, Georg Mair

1970 Vorsitzender Paul Zanon
Siegfried Mayr, Gerold Meraner, Walter Tappeiner, Konrad Rabensteiner, Hans Stocker, Gottfried Solderer, Hubert Sparer, Franz Hölzl

1971 Vorsitzender Christian Alton

1972 (bis Mai) Vorsitzender Christian Alton
1972 (ab Mai) Vorsitzender Walter Tappeiner
Siegfried Sillerer, Walter Gufler, Oswald Peer, Franz Volgger

1972/73 Vorsitzender Walter Tappeiner
Sepp Kusstatscher, Walter Gufler, Oswald Peer, Josef Ladurner, Georg Fulterer, Helmut Gritsch

1973/74 Vorsitzender Sepp Kusstatscher
Walter Gufler, Elmar Locher, Alois Pardeller, Oswald Peer, Hans v. Lutz

1974/75 Vorsitzender Florian Kronbichler
Walter Gufler, Sepp Kusstatscher, Alois Pardeller, Oswald Peer, Hansjörg Rinner

1975/76 Vorsitzender Florian Kronbichler
Pepi Tinkhauser, Paul Marsoner, Hans Mayr, Thomas Menghin, Paul Seidner, Florian Kronbichler

1976/77 Vorsitzende Renate Mumelter
Gunther Waibl, Günther Pitscheider, Rosmarie Spornberger, Hans Mayr, Pepi Tinkhauser, Thomas Menghin, Günther Pallaver, Richard Gasser, Sieglinde Gruber

1977/78 Vorsitzender Günther Pallaver
Christoph v. Hartungen, Rosmarie Spornberger, Klaus Menapace, Guido Denicolo, Walther Dietl, Ugo Dietl

1978/79 Vorsitzender Günther Pallaver
Christoph v. Hartungen, Rosmarie Spornberger, Klaus Menapace, Guido Denicolo, Markus Mayr, Ugo Dietl

1979/80 Vorsitzender Reinhold Staffler
Thomas Benedikter, Gottlieb Kaserer, Sepp Mall, Sepp Pichler, Zita Marsoner, Luise Wörhart, Markus Mayr, Werner Hanni, Reinhold Prünster, Günter Staffler

1980 (bis 1.1.1981) Vorsitzender Reinhold Staffler
Thomas Benedikter, Judith Terzer, Sepp Mall, Kurt Lanthaler, Brunhilde Platzer, Markus Mayr, Zita Marsoner

1981 (ab 1.1.) Vorsitzender Markus Mayr
Reinhold Staffler, Thomas Benedikter, Judith Terzer, Sepp Mall, Kurt Lanthaler, Brunhilde Platzer, Zita Marsoner

1981/82 Vorsitzender Albert Strobl
Gertrud Brunner, Margareth Stocker, Egon Kelderer, Waltraud Plagg, Rudi Schöpf

1982/83 Vorsitzender Albert Strobl
Egon Kelderer, Alex Maier, Ulli Ferrara, Martha Verdorfer

1983/84 Vorsitzender Alex Maier
Albert Strobl, Thomas Benedikter

1984/85 Vorsitzender Benedikt Sauer
Alex Maier, Gertrud Verdorfer, Heinrich Zoderer, Rudi Dalvai, Brunhilde Oberrauch, Wolfgang Maier

Ab 1985/86 Vorstandskollektive mit gesetzlichen VertreterInnen

1985/86 Ramona Gruberi

1986/87 Heinrich Grandi

1987/88 Heinrich Zwischenbrugger

1988/89 Alexander Pegoretti

1989/1990 gesetzliche Vertreterin: Melitta Pitschl
Claudia Gasslitter, Peter Koler, Anton Holzer, Elmar Lösch

1990/1991 gesetzliche Vertreterin: Melitta Pitschl
Claudia Gasslitter

Herbst 91 bis 29.2.92 gesetzlicher Vertreter: Norbert Lochmann
David Augscheller, Michael Tscholl, Karl Kröss

29.2.92 - 2.5.92 gesetzlicher Vertreter: Wilfried Gufler
Bernhard Hilber, Robert Huber
Wahl vom Aufsichtsrat als ungültig erklärt

ab Mai '92 gesetzlicher Vertreter: Markus Mascelli
Werner Hölzl, Thomas Aichner

1993 gesetzlicher Vertreter: Markus Mascelli
Angelika Unterholzner, Klaus Panchieri

1994 gesetzlicher Vertreter: Markus Mascelli
Alexander Larch, Sabine Gamper, Brigitte Tinkhauser

18.02.1995 gesetzliche Vertreterin: Astrid Prieth
Irene Senfter, Ute Hölzl

02.03.1996 gesetzliche Vertreterin: Irene Senfter
Verena Callegari

1997 gesetzliche Vertreterin: Irene Senfter
Verena Callegari

06.04.1998 gesetzlicher Vertreter: Moritz Windegger
Armin Weissenegger

06.02.1999 gesetzlicher Vertreter: Moritz Windegger
Armin Weissenegger, Margit Brugger

03.01.2000 gesetzlicher Vertreter: Raphael Daum
Walter Niedermair, Martin Hanni, Tilo Perkmann

10.02.2001 gesetzlicher Vertreter: Raphael Daum
Walter Niedermair, Martin Hanni

27.03.2002 gesetzlicher Vertreter: Raphael Daum

24.05.2003 gesetzlicher Vertreter: Matthias Mayr
David Unterholzner, Andrea Lun

21.02.2004 gesetzlicher Vertreter: Matthias Mayr
David Unterholzner, Andrea Lun

26.02.2005 gesetzliche Vertreterin: Carmen Sulzenbacher
Stefan Sulzenbacher, Philipp Harder, Andreas Gschleier, Klaus Thöni

25.02.2006 gesetzliche Vertreterin: Carmen Sulzenbacher
Stefan Sulzenbacher, Ruth Kager, Andreas Gschleier, Florian Knoll

24.02.2007 gesetzlicher Vertreter: Andreas Gschleier
Johannes Maurer, Stefan Sulzenbacher, Ruth Kager, Hannes Niederkofler

21.03.2008 gesetzlicher Vertreter: Markus Gröber
Andreas Gschleier, Andrej Werth, Lukas Pirpamer

21.02.2009 gesetzlicher Vertreter: Markus Gröber
Andrej Werth, Lukas Pirpamer

27.02.2010 gesetzlicher Vertreter: Markus Gröber
Andrej Werth, Andreas Fink, Theresia Haller, Stefan Kerschbaumer